



Universität
Zürich ^{UZH}

magazin

Die Zeitschrift der Universität Zürich
Nummer 3, 20. Jahrgang, September 2011



Wer sind wir?

Die Schweiz im Zwiespalt ab Seite 22

Schüchterne Schüler Ein neues Trainingsprogramm hilft Hemmungen zu überwinden **Seite 18**

Wehrloser Körper Wie angeborene Immundefekte bei Kindern geheilt werden können **Seite 46**

Globale Nomadin Politologin Elham Manea untersucht Frauenrechte im arabischen Raum **Seite 50**



130'000 to kick your startup

Explore the business potential of your technology

Are you doing innovative research? Ever considered exploring the market potential of your application? venture kick provides you with CHF 130'000, support and network of investors to kick-start your own company.

Get your kick: www.venturekick.ch

venture kick is a fully private initiative supported by:

— GEBERT RÜF STIFTUNG —
WISSENSCHAFT.BEWEGEN

ERNST GÖHNER STIFTUNG

OPO STIFTUNG

AVINA STIFTUNG

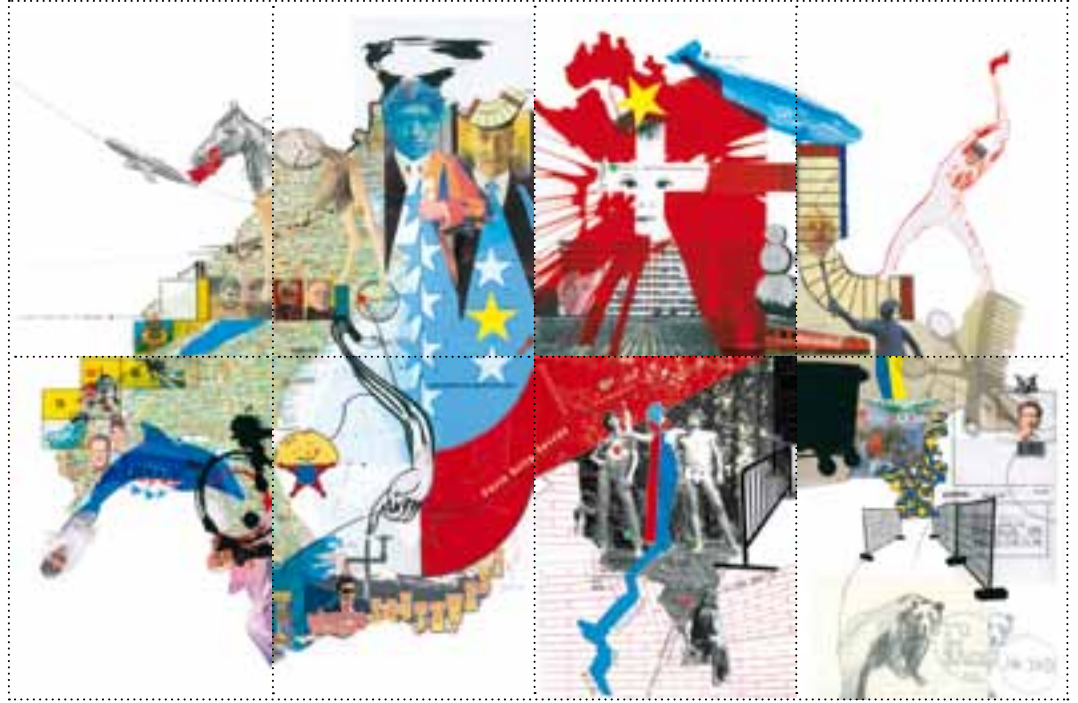
FONDATION1796
LOMBARD ODER DARER HEITSCH

Abschied von Lebenslügen

Die Schweiz steckt in einer Orientierungskrise. Wer sind wir und wohin wollen wir, fragt sich die Nation. Die Welt hat sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten rasant verändert. Die politische Schweiz hat diesen Wandel oft erfolgreich verdrängt. Das funktioniert je länger je weniger. Es ist Zeit für ein paar schmerzliche Einsichten. Unser Land müsse sich von lieb gewonnenen Lebenslügen verabschieden, sagt der Philosoph Georg Kohler in diesem Heft. Die Palette reicht von der Neutralität über den Sonderfall bis zur Unabhängigkeit vom Rest der Welt. Doch dagegen regt sich Widerstand. Im Moment tobt ein Kulturkampf über die künftige Orientierung unseres Landes. Dabei stehen sich die Lager der nationalistischen Traditionalisten und der Liberalen und Progressiven weit gehend unversöhnlich gegenüber. Im Dossier dieses «magazin» diskutieren wir mit Expertinnen und Experten der Universität Zürich Ursachen und Auswirkungen der Krise und Zukunftsszenarien für unser Land. Die Aussagen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hat die Redaktion zu sechs Thesen über die Schweiz verdichtet.

Weiter in diesem Heft: Angeborene Immundefekte bei Kindern können tödlich verlaufen. Die einzige Therapie, die eine Heilung der heimtückischen Krankheit verspricht, ist die Knochenmarkstransplantation. Das Kinderspital der Universität Zürich gehört weltweit zu den erfolgreichsten Kliniken auf diesem Gebiet. Unser Reporter hat die fünfzehnjährige Hanna nach einer Transplantation am Kinderspital besucht (Seite 46).

Elham Manea kennt die muslimische Welt wie ihre Westentasche. In ihrer Habilitation hat sich die Schweizerin mit ägyptisch-jemenitischen Wurzeln mit den Frauenrechten in arabischen Staaten auseinandergesetzt. Wie unser Porträt zeigt, ist Manea nicht nur Wissenschaftlerin, sondern engagiert sich auch in politischen Debatten. Etwa, wenn es darum geht, ob Teile des islamischen Rechts auch in der Schweiz gelten sollen. Für die Politikwissenschaftlerin ist das unvorstellbar (Seite 50). Wir wünschen eine anregende Lektüre, Ihre «magazin»-Redaktion. *Thomas Gull, Roger Nickl*



22

Meine Schweiz – Der Zürcher Künstler Nic Hess hat für dieses Heft seine ganz persönliche Landkarte der Schweiz collagiert – zum Ausschneiden und Zusammensetzen.

Sechs Thesen zur Schweiz:

24 Georg Kohler: Keine Angst vor dem Fremden

Interview Roger Nickl

28 Andrea Büchler: Familienpolitik ohne Ideologie

Interview Thomas Müller

31 Hanspeter Kriesi: Konkordanz abschaffen

Interview Michael T. Ganz

34 Francis Cheneval: Neutralität als Maske

Interview Thomas Gull

38 Jakob Tanner: Schweiz ist gespalten

Interview Thomas Gull

42 Oliver Diggelmann: Migranten machen Schweiz reich

Interview Roland Gysin

DIE ANDERE SEITE DER WELT
 Geschichten der humanitären Schweiz

ETH Zürich, Hauptgebäude
 Foyer Nord
 30. Sept.–11. Nov. 2011
 Mo–Fr 8–20h, Sa 8–17h
 Eintritt frei

www.humem.ch

MOLINO
 PIZZERIA RISTORANTE
www.molino.ch

Studentenrabatt
 SchülerInnen, StudentInnen und Lehrbeauftragte
 essen gegen Vorweisung ihrer Legi
20% günstiger

Wir sind sieben Tage in der Woche für Sie da:

Ristorante FRASCATI
 Zürich, Bellerivestrasse 2, Tel. 043 / 443 06 06

Ristorante Pizzeria MOLINO
 Zürich, Limmatquai 16, Tel. 044 / 261 01 17
 Zürich, Stauffacherstrasse 31, Tel. 044 / 240 20 40
 Winterthur, Marktgasse 45, Tel. 052 / 213 02 27
 Wallisellen, Einkaufszentrum Glatt, Tel. 044 / 830 65 36
 Uster, Poststrasse 20, Tel. 044 / 940 18 48
 Dietikon, Badenerstrasse 21, Tel. 044 / 740 14 18

zoologisches
museum
 der Universität Zürich



Keine grünen Männchen!
 Astrophysik und Biologie
 suchen nach Leben im All

Sonderausstellung
 bis 11.03.2012

IMPRESSUM

Herausgeberin

Universitätsleitung der Universität Zürich
durch die Abteilung Kommunikation

Leiter Publishing

Roland Gysin, roland.gysin@kommunikation.uzh.ch

Verantwortliche Redaktion

Thomas Gull, thomas.gull@kommunikation.uzh.ch
Roger Nickl, roger.nickl@kommunikation.uzh.ch

Autorinnen und Autoren

Michael T. Ganz, michael.t.ganz@gmx.net | Dr. Susanne
Haller-Brem, ds.haller-brem@vtxmail.ch | Prof. Georg
Kohler, kohler@philos.uzh.ch | Ramona Krucker, 2ra
krucker@sunrise.ch | Paula Lanfranconi, lanfranconi@
dplanet.ch | Katja Rauch, katja.rauch@hispeed.ch |
Sascha Renner, sascha.renner@kommunikation.uzh.ch |
Adrian Ritter, adrian.ritter@kommunikation.uzh.ch |
Simona Ryser, simona.ryser@bluewin.ch | Tanja Wirz,
tanja.wirz@hispeed.ch | Regula Zehnder, regula
zehnder@hotmail.com

Fotografinnen und Fotografen

Ursula Meisser, foto@umeisser.ch | Jos Schmid, jos@jos
schmid.com | Gerda Tobler (Illustration), gerda@gerda
tobler.ch | Stefan Walter, mail@stefanwalter.ch

Gestaltung/DTP

HinderSchlatterFeuz, Zürich
www.hinderschlatterfeuz.ch

Korrektorat, Druck und Lithos

Bruhin AG, druck/media, Pfarrmatte 6, 8807 Freienbach

Adresse

Universität Zürich
Kommunikation, Redaktion «magazin»
Seilergraben 49, 8001 Zürich
Tel. 044 634 44 30 Fax 044 634 42 84
magazin@kommunikation.uzh.ch

Inserate

Zürichsee Werbe AG, Seestrasse 86, 8712 Stäfa
Tel. 044 928 56 11 Fax 044 928 56 00
info@zs-werbeag.ch

Auflage

21000 Exemplare. Erscheint viermal jährlich

Abonnenten

Das «magazin» kann kostenlos abonniert werden:
publishing@kommunikation.uzh.ch

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln mit
Genehmigung der Redaktion



Dieses Produkt wurde klimaneutral produziert.



FORSCHUNG



10

Klee sehen

Wolfgang Kerstens neuer Blick auf den Maler

13 Der feine Unterschied

Wie wir soziale Schichten wahrnehmen

16 Degenerierte Bandscheiben

Karin Würtz bekämpft Rückenschmerzen

18 Schüchterne Schüler

Ein Training hilft Hemmungen zu überwinden

20 Chinesisches Blau

Das Geheimnis antiker Farben

RUBRIKEN



46

Angeborener Immundefekt

Wie Kindern geholfen werden kann

6 Heureka

7 Philosophie des Alltags

8 Buch fürs Leben/Rückspiegel

9 Kunststück

50 Porträt

Die Politologin Elham Manea

52 Essay

Wolfgang Marx über den freien Willen

55 Bücher

58 Schlusspunkt



Labiles Gleichgewicht: Vielen Passagieren wird es in Neigezügen schlecht.

Heureka – Neues aus der Forschung

Nie mehr reisekrank im Zug

Neigezüge können Kurven schneller fahren als andere Bahnen. Doch vielen Passagieren wird in Wagen mit Neigetechnik unwohl. Einige werden sogar reisekrank. Warum das so ist, war bisher nicht bekannt. Jetzt hat der Neurologe Dominik Straumann von der Universität Zürich zusammen mit amerikanischen und Schweizer Kollegen die Ursache der Reisekrankheit in Neigezügen gefunden.

Ausschlaggebend für das Auftreten von Reisekrankheiten ist, so das Ergebnis einer Testreihe, ob die Neigung der Wagen synchron mit der kurvenbedingten Seitwärtsbeschleunigung erfolgt oder nicht: Wird die Beschleunigung gleichzeitig durch die Neigung kompensiert, fühlen sich die Passagiere wohl, erfolgt die Kompensation aber mit einer kurzen Verzögerung, können sie reise-

krank werden. Besonders erfreulich an diesen Ergebnissen: Das technische Gegenmittel gegen die Reisekrankheit in Neigezügen existiert bereits. Denn Kontrollsysteme, die eine synchrone Neigung ermöglichen, lassen sich relativ einfach auch in bereits vorhandenen Zügen implementieren.

Motion sickness on tilting trains, in: The FASEB Journal, online publiziert am 25. Juli 2011, doi: 10.1096/fj.11-184887

Massensterben bei Fröschen

Ein mikroskopisch kleiner Chytridpilz führt weltweit zu Massensterben von Fröschen oder gar zum Aussterben ganzer Arten. Forschende des Instituts für Evolutionsbiologie und Umweltwissenschaften der Universität Zürich stellen nun gemeinsam mit Kollegen aus Europa und den USA Methoden vor, wie der Pilz bekämpft werden kann. Die Wissenschaftler sehen zwei besonders

Erfolg versprechende Ansätze. Beim ersten Ansatz nutzt man Bakterien, die von Natur aus auf der Froschhaut leben. Einige dieser Hautbakterien hemmen den Chytridpilz und können so die Frösche heilen. «Im Labor funktioniert das bereits», erklärt Naturschutzbiologe Benedikt Schmidt von der Universität Zürich. «Nun muss noch getestet werden, wie diese Methode bei frei lebenden Fröschen eingesetzt werden kann.»

Der zweite Ansatz ist einfach: Man fängt Frösche oder Kaulquappen, behandelt sie gegen den Pilz und lässt sie wieder frei. «Auch dies funktioniert im Prinzip gut», so Schmidt. Die Frage ist nur, wie man verhindert, dass die Tiere nach der Freilassung gleich wieder angesteckt werden.

Mitigating amphibian disease: strategies to maintain wild populations and control chytridiomycosis. *Frontiers in Zoology* 2011, 8: 8. doi:10.1186/1742-9994-8-8

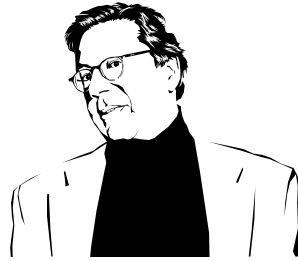
Magenbakterium schützt vor Asthma

Allergie bedingtes Asthma ist in der industrialisierten Welt seit Jahrzehnten auf dem Vormarsch und nimmt inzwischen geradezu epidemische Ausmasse an. Erklärt wird die rapide Zunahme mit Luftverschmutzung, Rauchen, der Hygiene-Hypothese und dem weit verbreiteten Einsatz von Antibiotika. Die Hygiene-Hypothese besagt, dass moderne Hygienemassnahmen zu einem Mangel an infektiösen Reizen geführt haben, die für die normale Reifung des Immunsystems wichtig wären. Jetzt weisen Wissenschaftler der Universität Zürich und der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz nach, dass die Zunahme an Asthmaerkrankungen möglicherweise auf das gezielte Ausmerzen des Magenbakteriums *Helicobacter pylori* (*H. pylori*) durch Antibiotika zurückzuführen ist.

Bei *H. pylori* handelt es sich um ein Bakterium, das gegen Magensäure resistent ist. Gemäss Schätzungen dürfte rund die Hälfte aller Menschen weltweit von *H. pylori* befallen sein. Der Befall ist häufig ohne Symptome, kann aber unter gewissen Voraussetzungen Gastritis, Magen- beziehungsweise Zwölffingerdarmgeschwüre und Magenkrebs auslösen. Aus diesem Grund wird *H. pylori* oft prophylaktisch mit Antibiotika ausgerottet, selbst wenn keine Beschwerden vorliegen.

Wie Versuche mit Mäusen gezeigt haben, schützt die frühe Infektion mit *H. pylori* vor Asthma. Mäuse, die erst im Erwachsenenalter mit

Tanzwahn auf Ithaka



Der Zürcher Sommer sei feucht gewesen; eine wahre Freude für schottische Enten. Juli, August bin ich meist in meiner Schreibhütte auf Ithaka, der Odysseusinsel in der Ionischen See: nicht allzu viele Touristen, wenig Archäologie, aber eine klassische Stimmung – Olivenhaine, kunstvoll geschichtete Steinmäuerchen, höfliche (weil

«Ist der momentane Glaube ans Gold tatsächlich vernünftiger als der an christliche Reliquien?»

blitzschnell verschwindende) Schlangen, ein fast wolkenloser Himmel und Ausblicke auf sacht kräuselndes, funkelndes Meer.

Doch statt Plato, Euripides und Kavafis zu treffen, bin ich dieses Jahr im Mittelalter stecken geblieben. Im 14. Jahrhundert. Beim Sire de Coucy, im Hundertjährigen Krieg, beim Tanzwahn von 1374, bei der von Boccaccio kunstvoll beschwiegene Pest und und. Also in einer viel ferner scheinenden Epoche als der des guten Bekannten Sokrates (mit dem ich mich heute ziemlich oft unterhalte). Nun bin ich mir allerdings nicht mehr so sicher, wie sehr vergangen das Mittelalter ist. Sie fragen, wie das gekommen sei?

In der griechischen Schreibhütte ist eine Bibliothek aus meinen Studien-, Assistenten- und Dozentenzeiten. Es ist ein Vergnügen, voller Neugierde irgendeinen Band herauszufischen und zu schauen, ob man sich noch an etwas erinnern kann. So ist mir die deutsche Übersetzung von Barbara Tuchmans «A distant Mirror – The Calamitous 14th Century» (1978/80) in die Hände gefallen. Beim Wiederlesen ist mir endlich aufgegan-

gen, wie treffend dieser Titel ist: a distant mirror, ein ferner Spiegel. Denn das Spätmittelalter mutet bald einmal heutig an, wenn man bloss ein bisschen in die Tiefe – sagen wir es akademisch – der Sozialanthropologie vordringt.

Warum vertraut man dem Staat, obwohl der seine Untertanen immer wieder furchtbar enttäuscht? Weshalb müssen wir davon ausgehen, dass der Mensch kein wirklich rationales Wesen ist? Schliesslich: Wie bleibt einer ehrenhaft, obwohl er sich zwei Parteien verpflichtet hat, die miteinander in tödlichem Streit liegen? Drei Beispiele für ebenso mittelalterliche wie heutige Fragen. Tuchman liefert konkrete Exempel, die leicht zu generalisieren sind.

Möchte man dem ersten Problem im Mittelalter begegnen, wird die Idee des Königtums zentral. Unerschütterlich galt damals: Ohne König keine Ordnung! Aus dem Axiom folgte ein Glaube, der das seltsame Prinzip in Kauf nahm, dass die Autorität des Königs gottgewollt sei. Das war rational wohl nicht zu begründen. Dennoch war dieser Glaube das Fundament von vielem anderen. So ist es konsequent, dass zum Nimbus sichernden Thronschatz eine Windel Jesu, eine Flasche mit der Milch der Heiligen Jungfrau sowie die Dornenkrone Christi gehören müssen ... Was dies mit unserer Gegenwart zu tun habe?

Ich stelle drei Gegenfragen: Ist der momentane Glaube ans Gold tatsächlich vernünftiger als der an christliche Reliquien? Hat der Markt immer recht? Oder das – demokratisch entscheidende – Volk? Es ist nützlich, unsere eigenen Basisüberzeugungen mit denen des 14. Jahrhunderts zu vergleichen. Dann lässt sich schnell erkennen, wie viel Glauben die Rationalität auch heute noch benötigt, um ihre Annahmen wirksam zu untermauern.

Die dritte Frage provoziert einen Personennamen, eben den des Sire de Coucy: Ritterlich ehrenhaft bleibt man, wenn man sich wie der Sire verhält. Tuchman erklärt es einleuchtend und beschreibt nüchtern, wie der Sire die Feldzüge des Guglerkriegs führte, die (zum Beispiel im Aargau) allerhand Unheil anrichteten ...

Georg Kohler ist emeritierter Professor für Politische Philosophie an der Universität Zürich.

H. pylori infiziert wurden, waren dagegen weit weniger geschützt. Doch auch früh infizierte Mäuse verloren ihre Resistenz gegen Asthma auslösende Allergene, wenn bei ihnen nach der Sensibilisierungsphase H. pylori mit Hilfe von Antibiotika ausgerottet wurde.

Helicobacter pylori infection prevents allergic asthma in mouse models through the induction of regulatory T-cells, *Journal of Clinical Investigation*, Vol. 121, Nr. 8, doi 10.1172/YCI45041

Die zwölf Finger des Maulwurfs

Mehr als zehn Finger zu haben, die so genannte «Vielfingrigkeit», ist eine vererbte Besonderheit. Sie kommt bei Menschen und Tieren relativ häufig vor. Bei Maulwürfen sind zwölf Finger nicht die Ausnahme, sondern die Norm. Sie verfügen über einen zusätzlichen Daumen. Damit erhält ihre Hand eine vergrösserte Fläche zum Graben.

Ein internationales Forschungsteam unter der Leitung von Marcelo Sánchez-Villagra, Professor für Paläontologie an der Universität Zürich, hat die Entstehung und Entwicklung des Extra-Daumens beim Maulwurf molekulargenetisch untersucht und dabei herausgefunden, dass der Zusatzdaumen während der Embryogenese aus einem umgeformten Sesambein des Handgelenks entsteht. Er wird später gebildet als die übrigen Finger und verfügt nicht über bewegliche Glieder, sondern besteht aus einem einzelnen, sichelförmigen Knochen. Für die artspezifische Ausbildung des Extra-Daumens beim Maulwurf könnte die Tatsache verantwortlich sein, dass Maulwurfweibchen über einen hohen Testosteronspiegel verfügen. Ein hoher mütterlicher Testosteronspiegel wird auch als eine der Ursachen für Vielfingrigkeit beim Menschen vermutet.

Circumventing the polydactyly «constraint»: The mole's «thumb». *The Royal Society Biology letters*, 2011, doi: 10.1098/rsbl.2011.0494

Ausführliche Berichte zu den Themen unter:
www.mediadesk.uzh.ch

Homo Faber

Zum hundertsten Geburtstag von Max Frisch nahm ich den Homo Faber wieder in die Hand. Es ist eines der wenigen Bücher, die mir über die Jahre in prägender Erinnerung geblieben sind und mich immer wieder zum Denken und Überdenken angeregt haben. Kern des in Form eines Reiseberichts verfassten Werks ist die fatale Liebesbeziehung des Ingenieurs Walter Faber zu seiner Tochter Elisabeth. Die junge Dame lernt er auf einer Schifffahrt kennen und begleitet sie spontan auf der Reise zu ihrer Mutter. Sie verlieben sich. Kurz vor ihrer Ankunft in Athen jedoch wird Elisabeth von einer Schlange gebissen. Erst im Krankenhaus wird Faber klar gemacht, dass sie seine Tochter ist.

Wenn ich an Homo Faber denke, so kommen mir die Worte Hannas, der Mutter, in den Sinn. Angesichts des drohenden Endes der Tochter fragt sie sich, was es ihr bringt, dass ein Schlangengibbiss nur in drei bis zehn Prozent der Fälle zum

Tode führt. «Ich habe nur ein einziges Kind!», sagt sie. Ich erinnere mich an diesen Satz, weil er mir ein wichtiges Problem aufzeigt: Den Umgang mit dem Unkontrollierbaren und Zufälligen. Es ist wie bei der Atomkraft: Wenn die Katastrophe eintritt, sind alle noch so minimalen Wahrscheinlichkeiten vergessen. Die erklärenden, voraussagenden, berechnenden Wissenschaften sind hier am Ende. Ihre Aufgabe ist erfüllt, denn sie bieten keine Hilfe im Umgang mit Leben und Tod.

Homo Faber lässt sich als Bericht einer Konfrontation mit dem unwahrscheinlichen Tragischen verstehen und ist daher wirklich ein Buch fürs Leben. Denn Walter Faber lebt nicht wirklich. Rational, einer Maschine gleich, versucht er sein Leben zu kontrollieren. Aber er kann das nicht konsequent durchziehen und wird immer wieder von seiner verdrängten Vergangenheit eingeholt. Am Ende steht der Tod und Fabers Umgang mit ihm besteht letztlich darin, einen Bericht zu verfassen. Erstaunlich, dass genau dieser Bericht die Existenz des Schicksalhaften suggeriert.

Ich gebe zu, von Zeit zu Zeit ist der Gedanke an Schicksal und Fügung verlockend. Er lässt Schuld und Verantwortung verdrängen. Und in stressigen Momenten, wenn im StuRa alles drunter und drüber geht, wäre es enorm erleichternd, einen Teil der Verantwortung Höherem überlassen zu können. Dieser Gedanke bietet nicht nur eine entspannende Fluchtmöglichkeit, sondern auch die manchmal notwendige Erinnerung, dass wir nicht für alles verantwortlich sind.

Martin Roeck studiert Philosophie und ist Präsident des Studierendenrates der Universität Zürich (StuRa).

Max Frisch: **Homo Faber**, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M., Erstveröffentlichung 1957.



RÜCKSPIEGEL 1914–1970



«Göttergarten» im Lichthof der Universität Zürich.

Nike im Göttergarten

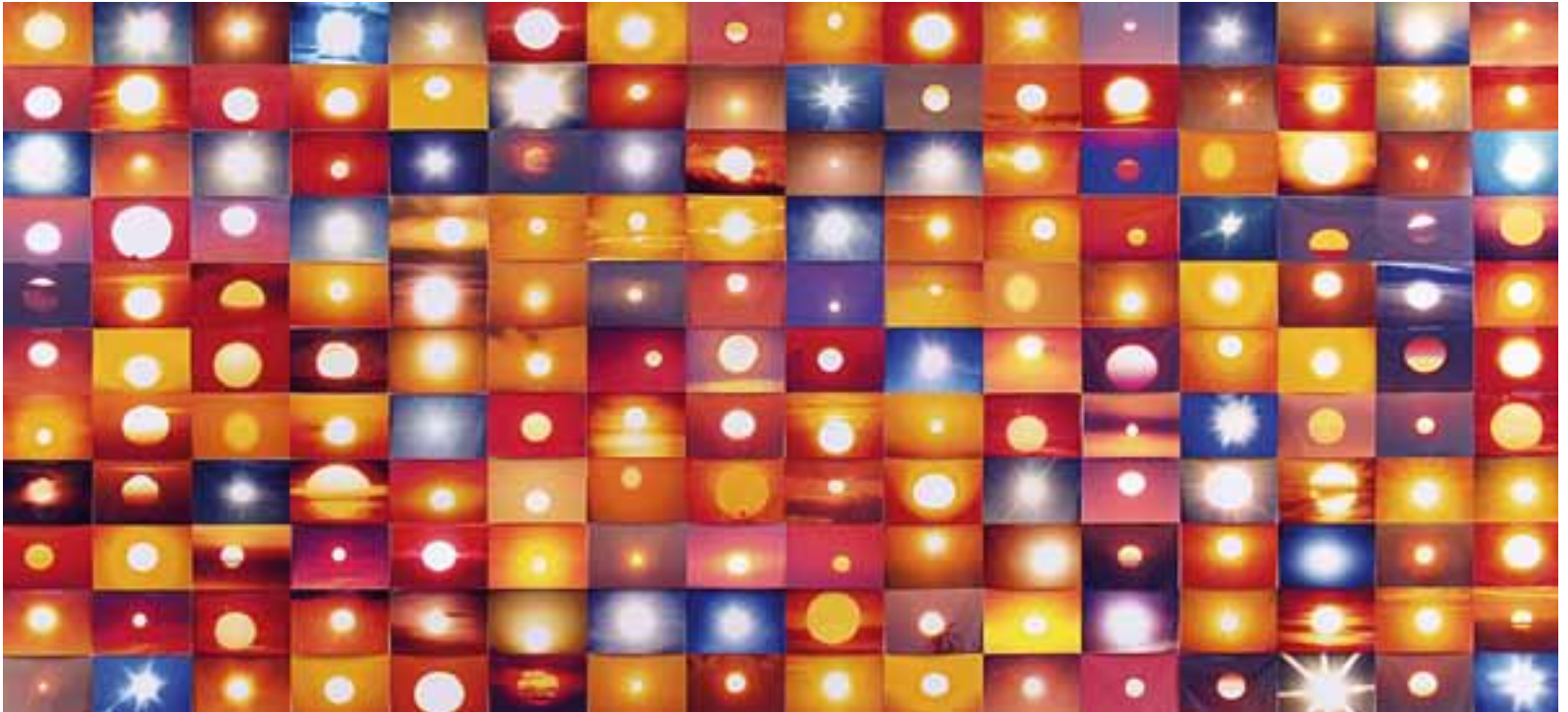
Überlebensgross steht sie im Lichthof der Universität, die Siegesgöttin. Mit ausgebreiteten Flügeln ist sie in einer Zeit und an einem Ort gelandet, die ihr fremd sind. Etwas verloren wirkt die stolze Nike von Samothrake, deren Original sich im Pariser Louvre befindet, auf ihrem Sockel. Umgeben von Pflanzen in Töpfen, profanen Tischen und Stühlen, an denen Studierende und Dozierende Kaffee trinken, lesen, diskutieren oder jassen.

Früher hatte Nike Gesellschaft, der Lichthof war ein «Göttergarten», bevölkert von Göttern und Heroen der griechisch-römischen Antike. Die Symbole einer klassischen Bildung waren 1914 vom Polytechnikum an die Universität gezügelt worden, wo sie mehr als ein halbes Jahrhundert lang Generationen von Studierenden das Schöne und Gute vor Augen führten.

Die Abgussammlung ist ein Erbe des 19. Jahrhunderts. Angeschafft wurden sie ab 1852 von der Vereinigung der Zürcher Universitätsdozenten.

Die antiken Götterbilder galten als die Verkörperung des Idealschönen und waren unentbehrlich für die Ausbildung des Schönheitssinnes in Künstlerateliers und Akademien. «Es gibt dafür kein geeigneteres Mittel als die stets gebotene Anschauung jener Statuen und Gruppen aus dem griechischen Altertum, die in Bezug auf Reinheit und Fülle der Schönheit von der modernen Kunst noch unerreicht sind», begründete der Kunsthistoriker Daniel Fehr damals die Ankäufe.

1970 war dann Schluss damit. Die Helden von einst fielen dem Zeitgeist zum Opfer, für den sie Symbole einer verkrusteten akademischen Lehre waren. Folgerichtig wurden sie aus dem öffentlichen Raum verbannt und fanden im Keller der Archäologischen Sammlung eine neue Bleibe. Dort können sie heute noch besucht und bewundert werden. Im Lichthof blieben neben der Nike einzig die Reliefs aus dem Zeustempel von Olympia, dem Apollotempel von Bassai und dem grossen Altar von Pergamon. Sie gelten heute als «Kunst am Bau». *Thomas Gull*



Penelope Umbrico, *Suns (from Sunsets)* from Flickr (seit 2006 laufendes Projekt).

Originell kopiert

Der Fall zu Guttenberg liess aufhorchen. 1218 Plagiatsfragmente aus 135 Quellen auf 371 von 393 Seiten in 10 421 plagiierten Zeilen wiesen Cyberdetektive dem Verteidigungsminister nach. Folge: Der deutsche Minister musste als Politiker den Hut nehmen und den Doktorhut abgeben. Die vehemente Reaktion aus den akademischen Reihen zeigt: Originalität bleibt die Leitwährung, um wissenschaftliche Leistung zu bemessen.

Originalität gilt auch in der Kunst als Bemessungsgrundlage. Der Ruhm der historischen Avantgarden fusst auf der Ablehnung alles Bisherigen und der heroischen Proklamierung des noch nie Dagewesenen. Doch die Währung des Neuen ist nicht so hart, wie sie scheint. Die beliebteste Arbeitsmethode in der Gegenwartskunst beruht nämlich auf der Aneignung fremder Werke. Wie das?

In zwei Jahren feiern wir einen folgenreichen Jahrestag: 1913 hob Marcel Duchamp ein Fahrrad auf den Sockel der Kunst. Sein Zutun beschränkte sich auf die Deklaration «Das ist Kunst». Die

seit der Veröffentlichung von Vasaris Künstlerviten, also seit 461 Jahren, gefestigte Vorstellung dessen, was ein Autor ist, wurde ein erstes Mal fundamental erschüttert. Zur Bewegung wuchs sich Duchamps Praxis der Aneignung mit der Appropriation Art der Sechzigerjahre aus.

Seit der Digitalisierung ist der Begriff des Autors erst recht in einem tief greifenden Wandel. Deutlich vor Augen führt dies zurzeit das bedeutendste Fotokunstfestival der Welt, die *Rencontres d'Arles*. Es zeigt drei Dutzend Fotografen, die eines verbindet: Es sind Fotografen ohne Kamera. «Soll ich einen Sonnenuntergang fotografieren, wenn es davon Millionen freier Bilder im Internet gibt?», fragt etwa die Amerikanerin Penelope Umbrico. Seit fünf Jahren arbeitet sie mit Bildern anderer Leute. Sie ordnet sie, druckt sie aus und installiert sie im Raum. In Arles strahlt einem eine gekachelte Wand mit Tausenden von Sonnenuntergängen in kitschigen Farben entgegen.

Diese beängstigende Bilderschwemme sei das Kennzeichen unserer Epoche, meint der Organi-

sator der Schau und Fotokurator am Pariser Centre Pompidou, Clément Chéroux. Wir hätten bald alle einen Robinet à images zu Hause, einen Bilderhahn namens Internet. Um sich die künftige Tragweite dieser Hyper-Verfügbarkeit von Bildern auszumalen, müsse man sich nur die einstige Erschliessung aller Haushalte mit fließendem Wasser oder Gas vor Augen führen.

Das Publikum bleibt trotzdem skeptisch. Wo ist die Grenze zum Plagiat? Wenn Penelope Umbrico Tausende Sonnenuntergänge von Amateurfotografen kopiert, so strengt sie damit eine Metareflexion über Bildkonventionen, Fotorituale, Vorstellungen des Romantischen und das neue Phänomen von Tauschgemeinschaften im Internet an. Darin liegt ihre Originalität. In der Blickrichtung, nicht im Artefakt. Zielt Wissenschaft auf die Sache an sich, zielt Kunst auf das Drumherum. Das Erlangen neuer Einsichten jedoch bleibt in beiden Welten der Massstab allen Bemühens.

Sascha Renner ist Fachredaktor Kunst bei Schweizer Radio DRS und Redaktor des Journals der Universität Zürich.

Der Maler und der Augenmensch

Der Kunsthistoriker Wolfgang Kersten hat sich intensiv mit dem Maler Paul Klee auseinandergesetzt. Nun legt er mit einer wegweisenden Ausstellung in Japan die Summe von dreissig Jahren Forschung vor. Von Sascha Renner

Vernissage, Nationalmuseum von Kyoto, Japan, 11. März 2011. Es sollte eine heitere Feier werden. «Paul Klee. Art in the Making 1883–1940» lautet der Titel der Ausstellung, die eröffnet werden soll: eine umfassende Präsentation, die den aktuellen Stand der Klee-Forschung spiegelt. Drei Jahre Vorbereitung und dreissig Jahre Forschung liegen hinter Wolfgang Kersten, Professor für Neuere und Neueste Kunstgeschichte an der Universität Zürich und einer der weltweit führenden Klee-Experten. Die Ausstellung: seine wissenschaftliche Quintessenz. Doch was ein unbekümmertes Fest hätte werden sollen, steht plötzlich unter dem Eindruck des Erdbebenschocks von Fukushima.

Paul Klee, der bei Bern geborene Farbenzauberer, der Impulsgeber der klassischen Moderne und einflussreiche Bauhaus-Lehrer, der Schöpfer kindlicher Kompositionen und märchenhafter Atmosphären – dieser Paul Klee ist in Japan so beliebt wie nirgendwo sonst auf der Welt. «Klee ist in Japan so präsent, als hätte er dort gelebt und gearbeitet», sagt Wolfgang Kersten. Was ihn, der seit 25 Jahren eng mit japanischen Kollegen zusammenarbeitet, zu einem eigenen Publikationsprojekt veranlasst hat: «Paul Klee in Japan». Warum diese Begeisterung für einen deutschschweizerischen Künstler im fernen Japan? Kersten verweist auf dessen Nähe zu japanischen Gestaltungsprinzipien: «Die Verbindung von kleinen Bildern mit einem literarischen Titel, ist etwas sehr Besonderes, das Klees Werk auszeichnet. Diese Kombination hat die Aufmerksamkeit in der japanischen Kultur erweckt.»

Durchdringender Blick

Wolfgang Kersten fiel auf: «Japanische Kollegen und Kolleginnen schauen viel länger auf ein Bild. Sie lassen es intensiver auf sich wirken, bevor sie zu einer Aussage kommen.» Wir selbst seien zu schnell mit unserem Blick, nicht nur in der Kunst-

geschichte, sondern allgemein in unserer Kultur. Das intellektuell intensive Sehen, wie er es nennt, das Durchdringen eines Bildes mit den Augen: Diese scheinbar simple Technik hat einen zentralen Stellenwert für Wolfgang Kersten. So zentral, dass er seine ganze kunsthistorische Methode darauf ausrichtet. Er bezeichnet sie im Kontext einer historisch-kritischen Herangehensweise als «Arbeit am Bild». Arbeit am Bild meint, dass man allein durch das Erkennen, wie ein Bild eigentlich gemacht ist, zu neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen gelangen kann.

So war das bereits, als sich Wolfgang Kersten als Student im sechsten Semester an der Universität Marburg mit Klee beschäftigte. Damals untersuchte er ein Werk mit dem Titel «Dogmatische Komposition». Es ist in zwei Teilen auf einen Unterlagekarton aufgezogen. Dass die beiden Teile einst ein Ganzes bildeten, dass Klee sie mit der Schere entzweischneidet und so eine ganz neuartige Komposition schuf – das hatte bis zum Jahr 1979 noch niemand gesehen. Diese Erkenntnis in jungen Jahren war der zündende Funke, der bis heute Wolfgang Kerstens wissenschaftliches Interesse befeuert. Als Mitarbeiter an der Stiftung Paul Klee in Bern ackerte er die Archivbestände durch. Sämtliche greifbaren Werke des rund 9600-zähligen Oeuvres von Paul Klee hat er akribisch durchgesehen. Mit den Augen. Mit der Lupe. Bisweilen im Streiflicht, im Infrarotlicht oder im Röntgenbild.

Das Bild als Objekt

Dabei gelangte er zur Erkenntnis, dass Klees Arbeitsprozesse weitaus komplexer waren, als man es sich bisher vorstellte. Immer wieder zerschnitt er fertige Arbeiten, überführte die Teilstücke in eigenständige Werke, drehte sie um 90 oder 180 Grad, übermalte oder kombinierte sie neu. Hunderte solcher nachträglicher Transformationen konnte Wolfgang Kersten im Laufe seiner For-



«Erst wenn man weiss, wie ein Bild gemacht ist, kann man es richtig sehen.»



«...tig verstehen», Klee-Experte Wolfgang Kersten vor einem Werk Klees im Kunsthaus Zürich.

schungstätigkeit identifizieren. Er ist überzeugt: «Erst wenn man weiss, wie ein Bild gemacht ist, kann man es richtig verstehen.» Wolfgang Kersten blättert im japanischen Ausstellungskatalog und weist auf ein Bild. Es trägt den Titel «Nebel überziehen die untergehende Welt». Die kubistische Komposition, die in zwei Teilen vorliegt, war einst ein Ganzes. Klee zerschneidet sie und stellt die beiden Teilstücke einander antithetisch gegenüber. Das Schlüsselwerk von 1915 zeigt, so der Kunsthistoriker, wie sich Klees Kunst damals durch den destruktiv-kreativen Akt des Zerschneidens von einer diesseitigen hin zu einer jenseitigen Kunst entwickelt habe.

Klee erfand eine Reihe weiterer, ungewöhnlicher Arbeitstechniken, die lange unbekannt waren und auch nicht ohne weiteres zu erkennen sind. Etwa die Ölpause, ein Verfahren, das es Klee erlaubte, Zeichnungen auf einen neuen Bildträger in Ölfarbe zu übertragen. 327 solcher Werke hat Wolfgang Kersten identifiziert und damit einen der Prozesse geklärt, die den Werken Paul Klees ihr ganz eigenes, samtig-harmonisches Gepräge geben. Auch dass Klee immer wieder Werke auf der Rückseite bemalte, ist eine Erkenntnis, die auf die Forschungstätigkeit Kerstens und seiner Doktorandin Marie Kakinuma zurückgeht. Klee, so der Schluss daraus, begriff das Bild nicht einfach als Fläche, sondern als dreidimensionales Objekt. Vorder- und Rückseite verstand und bearbeitete er im Sinne einer Gesamtkomposition. Das eindrücklichste Beispiel dafür ist «Blühendes» aus dem Kunstmuseum Winterthur: Es zeigt auf der Schauseite eine bunte abstrakte Komposition. Auf der von Wolfgang Kersten entdeckten Rückseite verbirgt sich jedoch ein zweites Bild: ein blühender Baum, der auf dem Kopf steht. Klee hat hier ein und dasselbe Motiv auf zwei unterschiedliche Weisen umgesetzt.

Neue Motive und Arbeitstechniken

Warum aber kopierte, zerschneidet, dreht, zerstört und überarbeitet Klee seine Werke immer wieder? «Paul Klee verstand sich selbst von Anfang an als avantgardistischer Künstler», erklärt Wolfgang Kersten. «Dieses Selbstverständnis drängte ihn dazu, neue Motive, aber auch ganz neue Arbeitstechniken zu entwickeln.» Diese im Nachhinein zu erkennen, das gehe eben nur vor dem Original, in der Arbeit am Bild,

durch intensives, langes Schauen. «Das menschliche Auge ist durchaus in der Lage, in tiefere Schichten vorzudringen», ist der Kunsthistoriker überzeugt. In Schichten, die von blossen Auge eigentlich gar nicht sichtbar sind. Wie das? «Im Wissen darum, was etwa eine Infrarotreflektografie zutage fördert, kann man dasselbe auch ohne optische Hilfsmittel erkennen.» Was nach Hokusfokus klingt, sei eine auf Kennererschaft beruhende Sehtchnik, die man sich durchaus antrainieren könne.

Wolfgang Kersten ist ein Augenmensch, mehr als andere. Sehen ist für ihn eine essentielle Notwendigkeit, mehr als für andere. Dass Sehen ein wissenschaftliches Instrument sein kann, das klingt im ersten Augenblick unglaublich. Es gehört zur Grundausstattung des Menschen. Doch gerade darin liegt die Herausforderung: das alltägliche Schauen zu einer eigenen Disziplin, einer Technik, einem zuverlässigen Analyseinstrument zu verfeinern. Das Sehen ist für Wolfgang Kersten eine Quelle, die ihn zuverlässig inspiriert. Als Junge beim Blicken auf Baumrinden: Wann stellt sich ein Bild ein? Und heute als Kunsthistoriker: «Wenn ich auf Bilder schaue, fällt mir immer etwas ein.» Zum Beispiel ein lange gesuchtes Ausstellungskonzept, das sich beim Blick auf Originale plötzlich verdichtet, als wäre es schon immer dagewesen.

Klee über die Schulter schauen

Dem breiten Publikum das intellektuell intensive Sehen zu lehren, als Augenöffner zu wirken, ist das Ziel von Wolfgang Kerstens Ausstellung. Damit die Besucher diese Arbeit leisten können, ist die Ausstellung in Japan so konzipiert, dass man dem Künstler beim Schaffen gewissermassen über die Schulter schauen kann: Sie gliedert sich in verschiedene Kapitel, die den Verfahren und Techniken des Künstlers nachspüren. Die Werke wurden nicht nach ästhetischen oder thematischen Kriterien ausgewählt und gehängt wie üblich, sondern nach produktionsgeschichtlichen und materialorientierten. Wie Klee seine Kunst geschaffen hat, wird so anschaulich nachvollziehbar.

Korrigieren Ausstellung und Forschungstätigkeit aber das bisherige Bild von Klee? «Das Verständnis von Paul Klee hat sich für die Forschungsgemeinde grundsätzlich gewandelt. Wir

erkennen heute, wie komplex seine künstlerische Arbeit war, weil wir seine raffinierten Techniken verstehen.» Der hantierende, feilende, sich selber korrigierende Künstler im Gegensatz zum voraussetzungslosen Genie, zum erleuchteten Magier, der perfekte Kompositionen einfach so in die Welt setzt: Diese neue Betrachtungsweise Klees will Wolfgang Kersten vermitteln. Was Liebhabern als Entzauberung erscheinen mag, erachtet er als notwendig, um ein angemessenes kunsthistorisches Verständnis zu ermöglichen.

Verstrahlte Kunst

Doch beim Diner nach der Vernissage in Kyoto kreisen die Gespräche nicht mehr um Klee. Das schwerste Beben in der Geschichte Japans hat wenige Stunden zuvor den Nordosten des Landes erschüttert. «Das Schweigen war so intensiv, dass es beredt wurde», erinnert sich Wolfgang Kersten. Überaus konsterniert waren die japanischen Partner, als die ausländischen Leihgeber den Abbruch der Ausstellung in Betracht zogen. «Man fürchtete eine Verstrahlung der Bilder.» Umso grösser war die Dankbarkeit, als die Ausstellung Ende Mai auch in Tokio eröffnet werden konnte. 200 000 Menschen haben sie bis Ende Juli an beiden Standorten gesehen.

Bei seiner Eröffnungsrede in Tokio sprach Wolfgang Kersten über ein Bild aus der Ausstellung mit dem Titel «Betroffener Ort». Es überstand wie auf wundersame Weise die Bombardierung Berlins am Ende des Zweiten Weltkriegs. Die entfernte Analogie, die feine Anspielung: Es war die Art von Takt und Mitgefühl, die das Publikum zu Tränen rührte.

Kontakt: Prof. Wolfgang F. Kersten,
wkersten@khist.uzh.ch

Finanzierung: Universität Zürich

Klassenbewusstsein ade

Früher war noch klar, was ein Arbeiter ist. Heute ist das anders: Unsere Wahrnehmung von sozialen Schichten verschwimme, behauptet der Soziologe Ulrich Beck. Stimmt nicht, sagen Zürcher Forscher. Von Roger Nickl

Meist posieren sie hoffnungsvoll und selbstbewusst, manchmal auch etwas scheu vor der Kamera. Sie in Weiss mit oder ohne Schleier, er in Schwarz mit Fliege oder Schlips. Die 18 Schwarz-Weiss-Bilder von Hochzeitspaaren, die der Soziologe Jörg Rössel Teilnehmern einer Studie vorlegte, zeigen eine ähnliche Situation und sind doch ganz verschieden. Die Fotos stammen aus den 1950er-, den 1970er- und den 1990er-Jahren und die darauf abgelichteten Paare gehören ganz unterschiedlichen sozialen Schichten an. Den Soziologen interessiert nun, ob seine Testpersonen, die je sechs Paare eines Zeitabschnittes

korrekt der Arbeiter-, Mittel- oder Oberschicht zuordnen können.

Ginge es nach dem bekannten deutschen Sozialwissenschaftler Ulrich Beck, dürfte es zunehmend schwierig sein, diese Aufgabe gut zu lösen. Denn Beck geht von einem Fahrstuhleffekt aus, der im Europa nach dem Zweiten Weltkrieg eingesetzt hat – einer historisch einmaligen Wohlstandsexplosion, die die materielle Situation der ganzen Gesellschaft wesentlich verbessert, die Bildungschancen erhöht und zu mehr Freizeit geführt hat. Die Gesellschaft ist einige Wohlstandsetagen höher gefahren. Die soziale Un-

gleichheit zwischen den Menschen ist deswegen nicht kleiner geworden – aber anders.

An der Biografie basteln

Aufgrund des Fahrstuhleffekts, so Beck, ist die Schichtzugehörigkeit heute weder für das individuelle Verhalten von Menschen noch für die Deutung der Gesellschaft relevant. Die Menschen identifizieren sich immer weniger mit einer bestimmten sozialen Schicht, und unsere Wahrnehmung von Schichten beginnt zunehmend zu verschwimmen. An die Stelle von Klassen- oder Schichtengemeinschaften, wie sie noch vor dem Zweiten Weltkrieg etwa in Arbeitervereinen bestanden, treten vereinzelt Individuen, die an ihren eigenen Biografien basteln.

Seitdem Ulrich Beck die so genannte Entkoppelungsthese in den 1980er- und 1990er-Jahren formuliert hat, wird sie in der Soziologie kontrovers diskutiert. Jörg Rössel gehört zu jenen Forschern, die Becks Diagnose kritisch gegenüberstehen. Um sie zu überprüfen, hat er deshalb gemeinsam



1



2

Testen Sie sich selbst: Ordnen Sie die Hochzeitspaare auf den nächsten drei Seiten der Arbeiter- oder Oberschicht und einer Epoche (1950er-, 1970er-, 1990er-Jahre) zu.

mit seiner Mitarbeiterin Simone Pape und der Berliner Forscherin Heike Solga die Studie mit den Hochzeitsbildern durchgeführt. «Wir wollten herausfinden, ob die unterschiedlichen Schichten heute noch sichtbar sind und ob die Probanden schichtspezifische Lebensstile wahrnehmen und klassifizieren können», sagt Rössel. Würde Ulrich Becks Theorie stimmen, müsste die Trefferquote bei der Zuordnung von Paaren und Gesellschaftsschichten in den 1950er-Jahren deutlich höher liegen als in den 1990er-Jahren, in denen die Entkopplung schon weit gediehen ist.

Kunstaussstellung und Sonnenstudio

In der Studie der Zürcher Soziologen hat sich diese Annahme jedoch nicht bestätigt: Die 62 Probanden konnten die Hochzeitspaare in allen drei Zeitabschnitten etwa gleich gut der Arbeiter-, Mittel- oder Oberschicht zuordnen. «Die Wahrnehmung des sozialen Status war eng daran gekoppelt, wie intelligent und attraktiv, aber auch wie alt ein Hochzeitspaar wirkte», sagt Jörg Rös-

sel rückblickend, «Letzteres ist gut nachvollziehbar: Statushöhere Personen heiraten in unserer Gesellschaft deutlich später als Menschen mit tieferer Bildung.» Und auch darüber, wie intelligent und attraktiv jemand aussieht, sind wir uns in der Regel schnell einig. «Das ist extrem konsensuell», sagt Rössel. Insgesamt zeigt die Studie, dass die Schichtzugehörigkeit immer noch sehr relevant ist für die soziale Identität von Menschen. Und sie bestätigt entgegen Ulrich Becks Vermutung, dass wir auch heute noch in der Lage sind, soziale Gruppen klar zu unterscheiden und symbolisch von einander abzugrenzen.

Mit welchen Merkmalen und Stereotypen wir dies tun, haben Rössel und Pape in einer anderen Studie untersucht. Sie haben dazu 130 Personen online befragt. Die Befragten mussten sich zuerst Menschen aus der Unter-, der Arbeiter-, der Mittel- und der Oberschicht vorstellen und anschliessend für jede Schicht Gegensatzpaare anklicken, die in zufälliger Reihenfolge präsentiert wurden. Die Forscher stellten nahe liegende Fragen, etwa ob

Angehörige einer bestimmten Schicht wohl über ein niedriges oder ein hohes Einkommen, über hohe oder niedrige Bildung verfügen und ob sie häufig oder selten Wohneigentum besitzen oder eben nicht. Sie wollten aber auch weniger Nahe liegendes wissen: Etwa ob sie Kunstaussstellungen besuchen, Sonnenstudios frequentieren, klassische Musik hören, Städtereisen machen, private Fernsehsender schauen oder Wein trinken. Und ob sie selbstlos, fleissig, herzlich, ehrgeizig sind.

Egoistische Oberschicht

Nach der Auswertung der Antworten zeigt sich ein deutliches Bild. «Ich war überrascht, wie stark und klar die Stereotypenunterschiede zwischen den unterschiedlichen Schichten waren», sagt Jörg Rössel. Am ausgeprägtesten zeigten sich die Differenzen wie erwartet punkto Einkommen, Wohneigentum, Schulbildung und dem Bezug von Sozialleistungen. «Das ist natürlich trivial», räumt der Soziologe ein, «gleich danach kommen aber kulturelle Merkmale wie der Besuch von



3

4



Kunstaussstellungen, der Weinkonsum oder das Hören von klassischer Musik, das finde ich weniger selbstverständlich.»

Der Befund verweist auf die Forschung des berühmten französischen Soziologen Pierre Bourdieu. Für Bourdieu prägten nicht nur ökonomische, sondern ebenso kulturelle Faktoren die Schichtzugehörigkeit von Menschen. So ist es ein Merkmal der gehobenen Mittel- und der Oberschicht, dass sie an der Hochkultur von E-Musik, Literatur und Kunst teilnehmen. Die Unter- und Arbeiterschicht bleibt davon ausgeschlossen. Während Bourdieu die Lebensstile unterschiedlicher Schichten direkt untersuchte, haben Jörg Rössel und Simone Pape das Forschungsthema nun um eine Perspektive erweitert: Sie interessiert vor allem, wie und aufgrund welcher Merkmale wir uns unbekannte Menschen sozial einordnen. Eine Situation, mit der wir, mehr oder weniger bewusst, tagtäglich konfrontiert werden.

Aufschlussreich war auch, wie die Studienteilnehmer Verhaltensmerkmale wie Fleiss, Herz-

lichkeit oder Altruismus zuordneten. Während Unter-, Arbeiter- und Mittelschicht eher sozial «warm» sind und sich punkto Herzlichkeit kaum unterscheiden, zeichnet sich die Oberschicht durch eine gewisse soziale Kälte aus. Ein ähnliches Bild zeigt sich beim Thema Selbstlosigkeit: Auch hier unterscheidet sich die als egoistischer wahrgenommene Oberschicht deutlich von den anderen drei Schichten. Anders beim Thema Fleiss: Dort zeigt sich eine «faule» Unterschicht im Gegensatz zu einer fleissigen Arbeiter-, Mittel- und Oberschicht.

Unterschiedliche Lebenschancen

«Geht es um moralische Qualitäten, unterscheidet sich die Arbeiterschicht deutlich von der Unterschicht», sagt Soziologe Rössel, «Erstere wird sozial angehoben und wie die Mittelschicht wahrgenommen, währenddem etwa Obdachlose sehr negativ beschrieben werden.»

Für Jörg Rössel hat Schichtzugehörigkeit viel mit den Lebenschancen von Menschen zu tun.

«Beispielsweise müssen Schüler aus der Arbeiterschicht oft viel bessere Leistungen erbringen als andere, um von den Lehrkräften für das Gymnasium empfohlen zu werden», sagt er. Mit seiner Forschung möchte Jörg Rössel helfen, solche unterschwellig und oft unbewusst wirkenden Stereotype zu reflektieren. Die Erforschung von sozialer Ungleichheit könnte so auch zu einer etwas egalitäreren Gesellschaft beitragen.

Kontakt: Prof. Jörg Rössel, roessel@soziologie.uzh.ch, Simone Pape, pape@soziologie.uzh.ch

Zusammenarbeit: Prof. Heike Solga, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung

Finanzierung: Die Junge Akademie, www.diejungeakademie.de



5



6

Auflösung: 1 Arbeiterschicht 1950er-Jahre, 2 Oberschicht 1990er-Jahre, 3 Arbeiterschicht 1990er-Jahre, 4 Arbeiterschicht 1970er-Jahre, 5 Oberschicht 1990er-Jahre, 6 Oberschicht 1950er-Jahre

Ramponierte Stossdämpfer

Viele Menschen haben degenerierte Bandscheiben und leiden deshalb an Rückenschmerzen. Die Humanbiologin Karin Würtz erforscht, wie die Schmerzen entstehen und wie man sie ausschalten könnte. Von Susanne Haller-Brem

Rückenschmerzen gehören in der westlichen Welt zu den häufigsten und kostenintensivsten Krankheiten der arbeitenden Bevölkerung. Da man bei vielen Patienten degenerierte Bandscheiben entdeckt, werden diese als Ursache der Schmerzen betrachtet. Doch längst nicht alle degenerierten Bandscheiben machen Beschwerden, nicht selten bemerkt man sie erst irgendwann als Zufallsbefund. Weshalb bei der Degeneration manchmal Symptome auftreten und manchmal ausbleiben, weiss man bis heute nicht. «Anatomisch sieht eine Bandscheibe, die Schmerzen erzeugt, nicht anders aus als eine, die keine Probleme macht», sagt Karin Würtz, Leiterin der Spine Research Group am Center for Applied Biotechnology and Molecular Medicine (CABMM). Die 33-Jährige erforscht im Rahmen ihrer Habilitation die zellulären Mechanismen, die für die Schmerzentstehung in degenerierten Bandscheiben verantwortlich sind. Zudem sucht sie nach Wirkstoffen, welche die Schmerzskaskade unterbrechen könnten.

Einsam und schlecht versorgt

«Um die Prozesse bei der Degeneration verstehen zu können, muss man die Funktion und den Aufbau gesunder Bandscheiben kennen», sagt Karin Würtz. Gesunde Bandscheiben liegen wie kleine Kissen zwischen den knöchernen Wirbelkörpern. Als eine Art Stossdämpfer des Menschen federn sie einwirkende Kräfte ab und verteilen sie gleichmässig. Zugleich erlauben sie der Wirbelsäule, sich in alle Richtungen bewegen zu können. Diese Funktionen werden durch verschiedene Gewebestandteile möglich: Ein fester Ring aus Kollagenfasern umschliesst einen weichen wasserreichen Gallertkern, der hauptsächlich aus Proteoglykanen besteht. Proteoglykane sind reich verzweigte Riesenmoleküle aus Proteinen und Zuckern, welche grosse Mengen Wasser speichern können.

Für ihre Forschung kann Karin Würtz auf Bandscheibenmaterial von operierten Patienten

oder auf Autopsien zurückgreifen. Gesundes Gewebe steht nur in sehr begrenztem Umfang zur Verfügung. «Uns fehlen gute Vergleichsgruppen», sagt die Forscherin. Aus den verschiedenen Gewebeproben isolieren Würtz und ihr Team die Zellen mit Hilfe von Verdauungsenzymen und kultivieren sie im Labor. Doch Bandscheibenzellen sind Mangelware. Sie machen nur wenige Prozent des gesamten Bandscheibenvolumens aus und sind in eine voluminöse extrazelluläre Matrix eingebettet, ohne direkten Kontakt zu Nachbarzellen. Ausserdem sind die Bandscheiben nicht an den Blutkreislauf angeschlossen. Die Zufuhr von Nährstoffen und der Abtransport von Stoffwechselprodukten können deshalb lediglich über Diffusion, und damit nur sehr langsam erfolgen. Bandscheibenzellen sind ziemlich einsame Gebilde in einer unwirtlichen Umgebung. Ein Vorteil ergibt sich daraus: Bandscheibenzellen sind genügsam und überleben auch nicht optimale Kulturbedingungen.

«Die geringe Zahl an Zellen und die limitierte Nährstoffversorgung sind mitverantwortlich dafür, dass Bandscheiben schon früh beginnen, zu degenerieren», sagt Karin Würtz. Bereits ein Grossteil der Dreissigjährigen zeigt deutlich erkennbare Abnutzungserscheinungen. Dabei spielen auch erbliche Veranlagungen eine Rolle. So weiss man aus finnischen Studien mit Zwillingen, dass deren Wirbelsäulen trotz verschiedener Berufe ganz ähnlich aussehen. Zudem begünstigen mechanische Einflüsse wie etwa Fehlhaltungen oder Fehlbelastungen sowie Bewegungsmangel und Übergewicht die Degeneration.

Auf- und Abbau im Ungleichgewicht

Bislang wurden degenerierte Bandscheiben hauptsächlich mikroskopisch untersucht. Dadurch weiss man über die morphologischen Veränderungen detailliert Bescheid. Am Anfang des destruktiven Geschehens steht der Verlust an

Proteoglykanen, was dazu führt, dass der Gallertkern weniger Wasser speichern kann. Dadurch lässt die dämpfende Funktion der Bandscheiben nach. Es bilden sich kleine Risse im Ring und der Gallertkern kann schlussendlich nach aussen quillen – es kommt zum berühmten Bandscheibenvorfall. Drückt die nach hinten ausgetretene Gallertmasse auf Nervenstränge, können Schmerzen oder sogar Lähmungserscheinungen (zum Beispiel im Bein) auftreten. Doch längst nicht alle Degenerationen erzeugen Symptome.

Verglichen mit den morphologischen sind die zellbiologischen und biochemischen Veränderungen, die sich während der Bandscheibendegeneration ereignen, weit weniger gut charakterisiert. «Man nimmt an, dass Aufbau und Abbau in den Bandscheiben in ein Ungleichgewicht geraten – es wird mehr Substanz abgebaut als aufgebaut werden kann», erklärt Karin Würtz. Unklar ist bis heute, ob zuerst die Zellen immer weniger aktiv werden und dadurch die extrazelluläre Matrix schlechter versorgt wird, oder ob äussere Einflüsse die Matrix so verändern, dass die Zellen mit ihren Reparaturmöglichkeiten nicht mehr nachkommen.

Zytokine lösen Schmerzen aus

Anhand von Zellkulturversuchen konnte Karin Würtz inzwischen zeigen, dass bestimmte Abbaufragmente in den Bandscheiben die Zellen zur Abgabe von so genannt pro-inflammatorischen Zytokinen bringen. Diese Zytokine sind Botenstoffe des Immunsystems, die an der Entstehung von Entzündungen, Schmerzen und Nervenreizungen beteiligt sind. Als Abbaufragmente konnten zum Beispiel Fibronectin, ein bandscheiben-typisches Glykoprotein, und Hyaluronsäure, eine Unterstruktur der Proteoglykane, identifiziert werden.

In einem nächsten Schritt testen Würtz und ihr Team nun Naturstoffe, die das Potenzial haben, die Zytokin-Ausschüttung zu unterbinden. Damit soll die Schmerzentstehung unterdrückt werden. Solche Naturstoffe findet die Forscherin über eine Literatursuche: «Fündig wird man meist bei Substanzen, die in der europäischen Naturheilkunde oder in der traditionellen chinesischen Heilkunst schon immer eine Rolle gespielt haben.» Momentan testet das Labor unter anderem Naturstoffe wie Resveratrol, der in Rot-



Trotz beschädigten Bandscheiben weniger Schmerzen: Die Humanbiologin Karin Würtz sucht nach entsprechenden Substanzen.

wein vorkommt, oder Triptolide, ein Stoff aus einer in Ostasien beheimateten Pflanze aus der Familie der Spindelbaumgewächse (Wilfords Dreiflügelfrucht, *Tripterygium wilfordii* Hook). Während die CABMM-Forscherin mit Zellkulturen arbeitet, führt ein Kollege in Japan die entsprechenden Versuche an Ratten durch. Auch wenn die Resultate viel versprechend sind, bis zu etablierten Therapien beim Menschen ist es noch ein weiter Weg. «Sicher würden aber solche Substanzen in der Schmerzbekämpfung mehr Akzeptanz finden als beispielsweise Kortikosteroide», ist die Forscherin überzeugt.

Knorpelforscher setzen neue Trends

Bandscheiben und Knorpel haben grosse Ähnlichkeit. Beide Gewebe bestehen aus ähnlichen Bestandteilen, nämlich Proteoglykanen, Kollagenen und Wasser. Zudem sind beide nicht durchblutet und relativ arm an Zellen und haben deshalb nur eine geringe Regenerationsfähigkeit. Doch während weltweit sehr viele Gruppen auf dem Gebiet der Knorpeldegeneration forschen, sind es im Bereich der Bandscheiben nur sehr wenige. Karin Würtz schätzt, dass jeder jeden kennt und man freundschaftlich miteinander umgeht. Doch sie beobachtet aufmerksam, was die Knorpelforscher machen. Diese Forschung sei meist etwa fünf bis zehn Jahre voraus, und setze nicht selten die neuen Trends in der Bandscheibenforschung.

Seit bald vier Jahren arbeitet Würtz nun am CABMM in Zürich. Dieses 2008 gegründete Kompetenzzentrum, wo Kliniker aus der Veterinärmedizin und der Humanmedizin mit Grundlagenwissenschaftlern zusammenarbeiten, ermögliche ihr ein «super Forschungsumfeld», sagt Karin Würtz. Aufgebaut wurde das Zentrum von den Professoren Brigitte von Rechenberg, Simon Hoerstrup und Michael Hottinger. Leitung und Koordination sind an der Vetsuisse Fakultät Zürich verankert. Die Laboratorien befinden sich auf dem Universitätscampus Irchel. Finanziert wird das CABMM hauptsächlich durch Drittmittel.

Kontakt: Dr. Karin Würtz, karin.wuertz@cabmm.uzh.ch

Finanzierung: KTI, AOSpine, Swisslife, SNF, Herzog-Egli-Stiftung, Hermann-Klaus-Stiftung, SAMW, ZUNIV und Mäxi Stiftung

Angst vor der Blamage

Schüchterne Kinder leiden in der Schule enorm. Der Erziehungswissenschaftler Georg Stöckli hat ein Trainingsprogramm entwickelt, das Schülerinnen und Schülern helfen soll, die Schüchternheit zu überwinden. Von Katja Rauch

Jolanda* ist dreizehn, besucht die sechste Klasse und steht vor dem Übertritt in die Sekundarschule. Am Interviewtermin öffnet sie, ein schlankes, feingliedriges Mädchen mit mittelbraunen langen Haaren, die Tür. Sie bittet die Besucherin höflich herein, bietet ihr etwas zu trinken an und setzt sich gegenüber an den grossen Esstisch. Im Haus ist es still. «Es ist das erste Mal, dass ich jemanden einlade, so allein», sagt Jolanda. Wenn sie spricht, ist ihre Stimme leise, den Blick wendet sie ab, die Hände suchen Halt aneinander. Man spürt, wie sie allen Mut zusammennimmt, um ernsthaft und detailliert zu erzählen.

Vor einem Jahr hätte Jolanda diesen Mut wohl noch nicht aufgebracht. Doch inzwischen hat sie sich immer wieder herausfordernden Situationen gestellt und dabei gemerkt, dass sie diese durchaus meistern kann. Jolanda war Teilnehmerin des ersten Trainingsprogramms für schüchterne Kinder. Ins Leben gerufen wurde dieses Training für Viert- bis Sechstklässler aus der Region Zürich von Georg Stöckli, Titularprofessor am Pädagogischen Institut der Universität Zürich und Leiter der Forschungsstelle Kind und Schule. Stöckli beschäftigt sich seit rund 12 Jahren mit dem Phänomen der Schüchternheit bei Kindern. Ursprünglich als Reaktion auf die grosse Welle der Gewaltforschung, die in den 1990er-Jahren einsetzte. «Das war mir zu einseitig», sagt Stöckli, «mit der Fokussierung auf das Thema Gewalt wurde etwas ausgeblendet, das mindestens so gravierend oder in gewissen Klassen sogar noch gravierender ist als Aggressivität.»

Schüchterne Eltern, schüchterne Kinder

Denn Kinder, die sich zu Beginn des Kindergarten aggressiv verhalten, würden sich in den folgenden drei Jahren oft gut anpassen, hat der Erziehungswissenschaftler beobachtet; die Aggressivität, mit der sie bei ihren Klassenkameradinnen und -kameraden auf Ablehnung stossen, löst

sich häufig auf. Ganz anders die schüchternen Kinder: Sie haben auch nach drei Jahren wenig oder noch gar keine Freunde, bleiben in der Schule isoliert, fühlen sich einsam und in der Klasse nicht aufgehoben. «Schüchternheit ist keine momentane Reaktion, sondern tief mit der Persönlichkeit verbunden. Das macht es sehr schwierig, bei diesen Kindern etwas zu ändern.»

Traumatisierung im Turnen

Es gibt verschiedene Auffassungen, woher Schüchternheit kommt: Einerseits kann erlebte Ablehnung unter Gleichaltrigen schüchternes Verhalten auslösen oder verstärken. Im Verlauf des Schulalters kann dies schliesslich zu sozialer Ängstlichkeit führen. Aber auch familiäre oder sogar genetische Voraussetzungen können eine Rolle spielen. Tatsächlich waren oft schon die Eltern (oder ein Elternteil) eines schüchternen Kindes als Kinder schüchtern. Häufig haben sie diese Schwierigkeit jedoch im Laufe des Lebens überwunden – «oder glauben, sie überwunden zu haben», so Stöckli – und empfinden es nun als Problem, dass ihre Kinder auch schüchtern sind.

Wer nicht selber schüchtern war, kann sich kaum vorstellen, welche Qual die Schule für diese Kinder bedeutet. Ständig die Angst, die anderen würden einen schlecht beurteilen. Jede Äusserung birgt das Risiko, für dumm gehalten zu werden. Die Angst davor hemmt das Verhalten: Schüchterne Kinder können sich nicht am Unterricht beteiligen. Werden sie trotzdem aufgerufen, macht das alles noch schlimmer. Das Kind fühlt sich noch stärker blockiert und zieht sich noch mehr zurück. «Ein Teufelskreis», sagt Georg Stöckli.

Etwa acht Prozent der Schulkinder in der ersten bis dritten Klasse sind gemäss Stöcklis Forschung übermässig und stabil schüchtern (das heisst, nicht nur am Anfang, wenn sie in eine neue Gruppe kommen). Auf diese Kinder müsste die Schule seiner Meinung nach ganz anders ein-

gehen. «Das Ideal steckt in allen Köpfen: Ein guter Schüler hat sozial aktiv zu sein.» Wer sich nicht beteilige, werde schlechter beurteilt. Der Pädagogikprofessor hält es für sehr zweifelhaft, die Sozialkompetenz so mit den fachlichen Fähigkeiten der Kinder zu vermischen. Auch sei der Gruppenunterricht oft schlecht organisiert: «Man schickt die Kinder mit einem Gesamtauftrag in die Gruppe, wo sich logischerweise die dominanteren durchsetzen.» Dabei gäbe es gute Konzepte, um von allen Kindern einen Beitrag zu fordern und ihnen so eine Beteiligung zu ermöglichen. Selbst der grösste Fehler werde immer noch praktiziert: zwei Kinder im Turnunterricht ihre Mannschaften wählen zu lassen – jedes Mal eine neue, kleine Traumatisierung für die schüchternen und daher wenig beachteten Kinder.

Begleitend zu seiner Forschung hat Georg Stöckli nun das Verhaltenstraining «SoFit» (Social Fitness Training) ins Leben gerufen. Ein Name, der dem Ganzen jeden Beiklang des Pathologischen nehmen soll. Der Pilotkurs, an dem auch Jolanda teilnahm, fand zwischen Herbst 2010 und Frühling 2011 statt. Zusammen mit sieben weiteren Mädchen und einem Jungen der vierten bis sechsten Primarklasse besuchte Jolanda einmal pro Woche das Training. Weshalb dieser Mädchenüberhang? Bei einer früheren Untersuchung Stöcklis hat sich gezeigt, dass Mädchen von ihren Lehrpersonen grundsätzlich nicht schüchterner wahrgenommen wurden als Jungen. Müssen sie sich dagegen selbst einschätzen, halten sich Mädchen in der Regel für schüchterner als Buben. Möglicherweise hat dies bei der Anmeldung zum Kurs eine Rolle gespielt.

Flüsterndes Teufelchen

«Das Training hat Spass gemacht», findet Jolanda. Insbesondere das Theaterspielen mit den anderen Kindern empfand sie als lustig – improvisierte Szenen aus dem Schulalltag, in denen zum Beispiel eine Mitschülerin ausgelacht wurde oder jemand die Hausaufgaben vergessen hatte. «Letztlich ist auch die Schule nichts anderes als eine Bühne», erklärt Georg Stöckli dazu. «Die Kinder müssen merken, welche Rollenerwartungen dort an sie gestellt werden und wie sie diese Rollen ausfüllen können.»

Einmal sollten die Kinder verkleidet mit Hut, Sonnenbrille und einer Blumenkette um den Hals



Schüchterne Kinder haben es in der Schule häufig schwer: Sie sind isoliert, haben wenig Freunde und werden von den Lehrkräften oft unterschätzt.

auf der Strasse Leute ansprechen und nach dem Weg fragen. «Das fand ich noch schlimmer als ohne Verkleidung», berichtet Jolanda, «zum Glück waren wir zu zweit, das half ein wenig.» Auch Hausaufgaben bekamen die Kinder. An eine besonders schwierige Aufgabe kann sich das 13-jährige Mädchen noch gut erinnern: «Wir sollten eine fremde Person ansprechen und fragen, wie es ihr geht.» Im Haus nebenan waren gerade neue Nachbarn eingezogen. Jolanda klingelte an der Tür und fing mit der Nachbarin ein Gespräch an. «Das war dann eigentlich gar nicht so schlimm», erzählt sie, «jetzt gehe ich jeweils die Katze hüten, wenn sie weg sind. Ich verstehe mich gut mit ihnen.»

In einer Trainingsstunde wurden die Kinder aufgefordert, sich eine kleine Figur vorzustellen, die ihnen in der Schulstunde mit leiser Stimme einflüstert: «Nicht mitmachen! Nichts sagen, sonst sagst du nur etwas Blödes!» Jolanda kreierte für sich ein kleines Teufelchen. «Solche Konkretisierungen sind in diesem Alter wichtig, um ein Problem fassbar zu machen», meint Georg

Stöckli. Man kann mit Schulkindern nicht abstrakt über Probleme reflektieren, sondern muss diese auf der Verhaltensebene angehen. Abstraktes ist diffus und ungreifbar. Ein konkretes Teufelchen hingegen lässt sich verjagen.

Weniger ängstlich

Nach Abschluss des Trainings hat der Erziehungswissenschaftler mit einer Befragung überprüft, wie dieses gewirkt hat. Die Kurskinder schätzten sich im Vergleich zu vorher sozial weniger ängstlich ein. Auch die Lehrkräfte nahmen eine Veränderung wahr. Sie hatten den Eindruck, dass die schüchternen Kinder nach dem Kurs mehr von sich preisgaben. Ein wichtiger Punkt: Denn lernt die Lehrperson das Kind besser kennen, weiss sie auch eher, wie es gefördert werden kann ohne überfordert zu sein. Und oft sind es gerade die schüchternen Kinder in einer Klasse, über die die Lehrerinnen und Lehrer am wenigsten wissen.

Nur bei der Einschätzung durch die Klasse hat sich wenig geändert. «Eigentlich müsste man mit

den übrigen Kindern auch noch arbeiten, damit sie aufmerksamer werden», meint Georg Stöckli. Immerhin ging die Streuung bei der Aussage «spricht wenig» auseinander: Einzelne Schüler, wohl die sozial sensiblen und aufmerksamen, nahmen durchaus wahr, dass sich ihre schüchternen Kameraden nach dem Kurs öfter äusserten. Insgesamt fühlt sich Georg Stöckli durch die Resultate ermuntert weiterzumachen. Voraussichtlich in diesem Herbst soll dem Pilotprogramm ein weiterer Trainingskurs folgen.

Und Jolanda? Das Mitmachen in der Schulstunde findet sie immer noch schwierig. «Ich rege mich auf, wenn ich etwas weiss und doch nicht aufstrecke, weil ich nicht sicher bin, ob meine Antwort dumm ist», sagt sie. Dann blickt sie auf und sagt mit klarer Stimme: «Aber ich gebe mir Mühe.»

*Name geändert

Kontakt: Prof. Georg Stöckli, sto@ifz.uzh.ch

Finanzierung: Der Pilotkurs wurde von einem Spender finanziert, der als Kind selbst unter Schüchternheit litt.

Passion in Blau

In der Antike waren blaue Farbstoffe sehr rar und begehrt. Deshalb wurde schon früh versucht, blaue Farbe künstlich herzustellen. Der Chemiker Heinz Berke erforscht Produktionsverfahren im alten China. Von Regula Zehnder

Wer Heinz Berkes Büro am Institut für Anorganische Chemie betritt, ist zuerst etwas irritiert. Am Fenster steht ein mannshoher chinesischer Krieger aus Terrakotta. «Er misst genau wie ich 1 Meter und 88 Zentimeter», weiss Berke, «selbstverständlich ist er nicht echt, sondern eine originalgetreue Replik.» 221–207 vor Christi Geburt liess der erste chinesische Kaiser in der Nähe von Xi'an eine gigantische Grabstätte errichten, die von Tausenden mannshohen Tonsoldaten bewacht wird: die Terrakotta-Armee.

Heute stehen die Tonfiguren in China braun gewandet in Reih und Glied. Das war nicht immer so: Ursprünglich waren die Terrakotta-Soldaten bunt bemalt. Jeder Krieger trug eine andersfarbige Tracht, die die Region, aus der er stammt, symbolisierte. Heinz Berke hat die Farbschicht der lebensgrossen Tonfiguren untersucht. Dass die Terrakotta-Armee, die jährlich Tausende von Touristen anlockt, heute einheitlich braun ist, beruht auf einem technischen Fehler beim Auftragen der Farbe, sagt der Chemiker. Aus unerfindlichen Gründen wurde der Lack, der die Farbe schützen sollte, direkt auf den Ton aufgetragen. Erst dann wurden die Figuren bemalt. Dadurch konnten Ton und Farbe, die beide wasseranziehend sind, keine Verbindung eingehen.

Alltag im Altertum war bunt

Die Folgen dieses Missgeschicks sind verheerend. Denn bevor die ersten Terrakotta-Figuren ausgegraben wurden, lagen sie 25 Meter tief unter der Erde im Grundwasser. Im Wasser quillt die Lackschicht. Kommen die Figuren dann ans Trockene, geht die Quellung zurück und die Lackschicht schrumpft. Die darauf aufgetragene Farbschicht rollt sich wie eine Locke auf und blättert ab. Bei den rund 5000 Tonkriegern, die heute noch im Grundwasser lagern und auf ihre Ausgrabung warten, will man dies künftig verhindern. Mit internationaler Hilfe wird nun versucht, die rest-

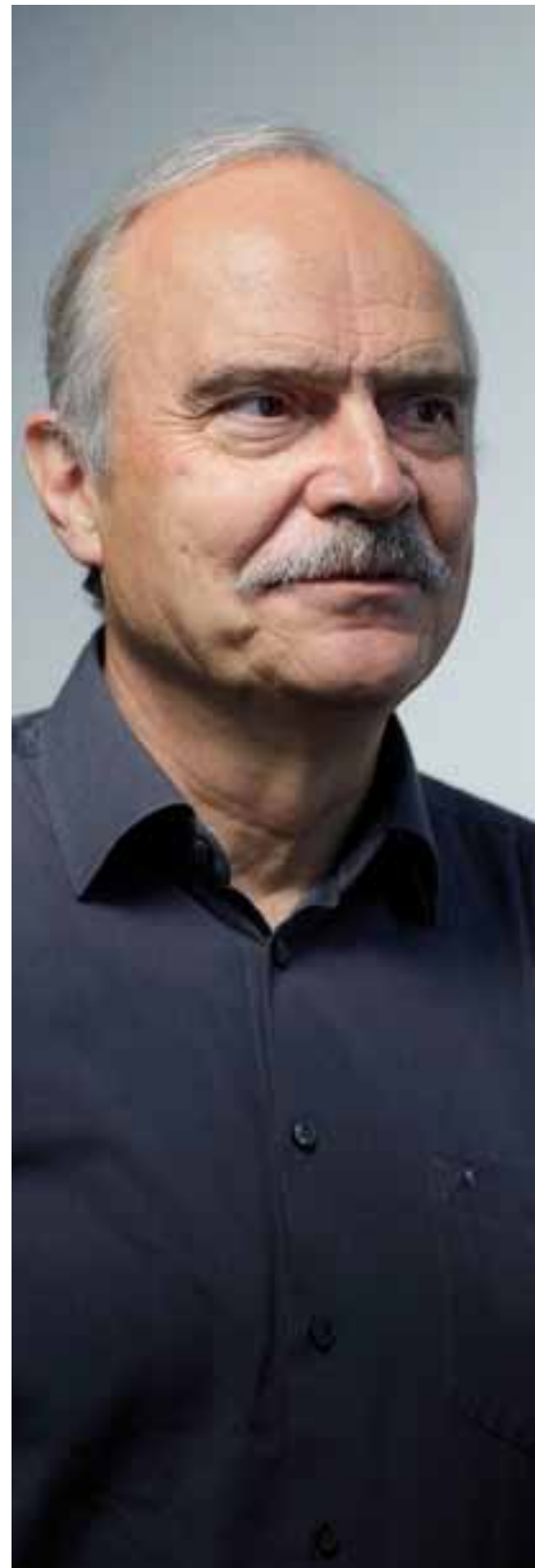
lichen Figuren zu bergen und mit der Farbschicht zu konservieren.

«Der Alltag im Altertum war bunt», weiss Heinz Berke. Die Menschen in der Antike liebten und lebten mit Farben. Sie bemalten damit ihre Häuser, Statuen und Gefässe. Und sie schmückten sich mit bunten Perlen – in China genauso wie in Ägypten oder im Römischen Reich. Eine Farbe sticht dabei besonders heraus: Das Blau. Denn Blau kommt in der Natur selten vor, und war deshalb äusserst begehrt. Heinz Berke liess sich von dieser Faszination für die edle Farbe anstecken.

Versiegende Lapislazuli-Quelle

«Im Altertum lieferte eine einzige Mine blauen Farbstoff: Eine Lapislazuli-Mine im heutigen Afghanistan», sagt Chemiker Berke. Sie versorgte die ganze antike Welt mit dem kostbaren Mineral – Ägypten, Persien, Mesopotamien. Kein Wunder versiegte diese Quelle im späten Mittelalter. Neben solchen natürlichen Quellen wurden aber bereits in der Antike Versuche angestellt, blaue Farbpigmente künstlich herzustellen. Die Mayas und die Ägypter entwickelten Verfahren für die Herstellung des begehrten Farbstoffes. Eine Kulturleistung, die in die ganze Welt ausstrahlte. Das Blau der Ägypter etwa gelangte nach Mesopotamien, Persien und Griechenland. Von Ägypten aus brachten es die Römer nach Europa und auch in die Schweiz.

Heinz Berke hat herausgefunden, dass auch die Chinesen in der Antike ihr eigenes Verfahren zur Herstellung von blauen Farbstoffen entwickelt haben. Denn die chemische Zusammensetzung des Blaus aus China und Ägypten ist nicht identisch. Den Unterschied macht ein chemisches Element: Das Blau der Chinesen enthält das relativ seltene Element Barium, dasjenige der Ägypter anstelle des Bariums Calcium, das zum Beispiel im Kalkstein vorkommt. «Die chemischen Ele-



Auge in Auge mit der Vergangenheit: Heinz Berke hat die Farbe



antiker chinesischer Terrakotta-Krieger untersucht.

mente waren damals noch unbekannt, deshalb ist es unwahrscheinlich, dass die Chinesen die ägyptische Rezeptur kopiert haben», ist er überzeugt. «Wie sollten sie ein Rezept nachahmen, dessen einzelne Zutaten sie noch gar nicht kannten?»

Farbproben unter dem Elektronenmikroskop

Angefangen hat Heinz Berkes forschende Faszination für die Farbe Blau vor 13 Jahren. Damals untersuchte der Wissenschaftler mit dem Elektronenmikroskop gefärbte Tonproben von Museumsbeständen im Westen: kleinste Partikel von chinesischen Gefässen, Schmuckperlen und Grabbeigaben. 1999 stellte er seine Ergebnisse an der ersten Terrakotta-Armee-Konferenz im chinesischen Xi'an vor. Berkes Vortrag war ein voller Erfolg. Später stellte er einen chinesischen Postdoktoranden bei sich ein: «Ein fleissiger Mitarbeiter, aber noch viel wichtiger: Er verfügte als Museumsvizedirektor über Blauproben.»

Heute ist der ehemalige Postdoktorand Professor und arbeitet zugleich als Vizedirektor an der «Chinese Academy of Cultural Heritage» in Peking. Dieses Institut, eine Art Dachorganisation für chinesische Museen und archäologische Institute, entscheidet darüber, welche Funde wissenschaftlich untersucht werden dürfen, und damit auch, welche Proben Berke analysieren kann. «Ohne diesen Kontakt wäre ich mit meiner Forschungsarbeit nicht so weit gekommen», gibt der Forscher freimütig zu.

An Proben heranzukommen ist nicht einfach, zumal China mittlerweile selber forscht. Hinsichtlich der Echtheit der Proben vertraut er seinem ehemaligen Postdoktoranden. «Ein Mikrogramm, von blossem Auge nicht mehr sichtbar, genügt im Prinzip für unsere Analyse», sagt Berke. Seine Gruppe analysiert meist Mengen im Milligrammbereich mit Hilfe des Elektronenmikroskops. So kann er die Zusammensetzung der Probe untersuchen und feststellen, ob Barium, Kupfer, Silicium oder Blei als normale Blaupigmentbestandteile enthalten sind.

Die Auseinandersetzung mit der Farbe Blau hat den akademischen Horizont von Heinz Berke in verschiedene Richtungen erweitert: Geschichte, Kunst, Ethnologie, Religionswissenschaften und Archäologie verbindet er mit seinem angestammten Forschungsgebiet, der Anorganischen Chemie. «Ein Professor sollte Generalist sein und

die Chemie ist eben vielseitig», sagt Berke voller Enthusiasmus.

Mindestens einmal pro Jahr reist Berke nach China. Die Fudan-Universität in Shanghai hat ihn vor drei Jahren zum «Concurrent Professor», einer Art Ehrenprofessor, ernannt. Und das Anorganisch-chemische Institut der Universität Zürich und die «Chinese National Academy of Cultural Heritage» in Peking haben seinen guten Ruf in China zum Anlass genommen, um einen Kooperationsvertrag zu schliessen.

Schutzheiliger des chinesischen Blaus

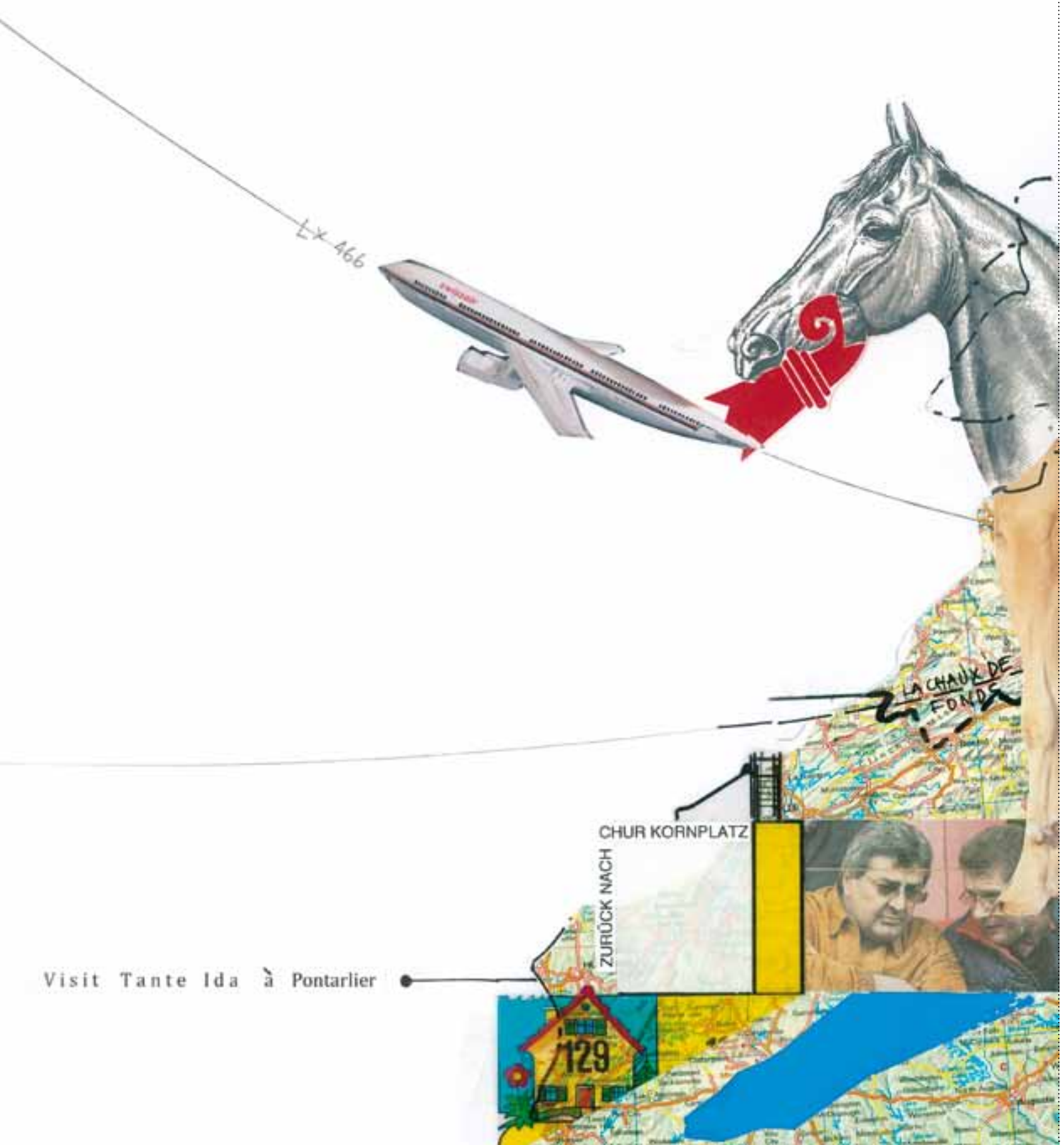
Sein erster chinesischer Doktorand hat an der Fudan-Universität mittlerweile eine Doktorandenschule aufgebaut. Berke ist dort Gastprofessor. In China gilt zwischen Lehrer und Schüler bis heute ein strikt hierarchisches Denken. Es ist deshalb eine Selbstverständlichkeit, den Doktorvater zu respektieren, ja gar zu verehren. «Und ich als Vater des Doktorvaters bin dann fast so etwas wie ein Heiliger», sagt Berke. Heute stehen ihm als Forscher in China viele Türen offen.

Im Sommer unterrichtet Berke an der «Graduate University of the Chinese Academy of Sciences» in Peking. Seine kostbaren Proben analysiert er nach wie vor in Zürich. In einem halben Jahr wird Berke emeritiert, er, der «bunte Hund» – wie er selber von sich sagt. Nach seiner Emeritierung will er dem chinesischen Blau treu bleiben: «Vielleicht eher in Richtung «Conservation Science», weil ich dann in China mit allen möglichen Stellen zu tun hätte. Aber da ich als «Schutzheiliger des chinesischen Blaus» überall herzlich willkommen bin, werde ich meine Analysen dann wohl direkt vor Ort machen.»

Kontakt: Prof. Heinz Berke, hberke@aci.uzh.ch

Finanzierung: Sino-Swiss Science and Technology Cooperation

Zusammenarbeit: ETH Zürich, Chinese Academy of Cultural Heritage (CACH), Peking



Visit Tante Ida à Pontarlier

Wer sind wir?

Unser Land ist gespalten und ringt um seine Zukunft. Die Auseinandersetzungen spitzen sich im Vorfeld der eidgenössischen Wahlen in diesem Herbst weiter zu. Wir haben versucht, ruhig Blut zu bewahren und Expertinnen und Experten der Universität Zürich gefragt, welche Wege aus der Orientierungskrise führen. Die Vorschläge sind vielfältig: Sofortige Beitrittsverhandlungen mit der EU, Abschaffung der Konkordanz, Stärkung der Swissness, Entideologisierung der Familienpolitik, Überwindung der Fremdenangst und ein tabufreier Umgang mit der Einwanderung. Die Aussagen in den Interviews hat die Redaktion zu sechs Thesen verdichtet.

Jeder hat sein eigenes Bild der Schweiz. Der Künstler Nic Hess hat für dieses Dossier seine ganz persönliche Landkarte entworfen – zum Ausschneiden und Zusammensetzen.

Sechs Thesen zur Schweiz

24 Wir müssen die Angst vor dem Fremden abschütteln

Der Philosoph Georg Kohler wünscht sich von der Schweiz mehr Selbstbewusstsein

28 Die Familienpolitik muss weniger ideologisch werden

Die Juristin Andrea Büchler verlangt ein modernes Familienrecht

31 Wir sollten uns von der Konkordanz verabschieden

Der Politologe Hanspeter Kriesi bevorzugt das politische Konkurrenzsystem

34 Neutralität ist eine Maske

Der Philosoph Francis Cheneval fordert sofortige Beitrittsverhandlungen mit der EU

38 Die Schweiz ist eine gespaltene Nation

Der Historiker Jakob Tanner wünscht sich smarte Swissness statt Sonderfallrhetorik

42 Migranten machen die Schweiz reich

Der Jurist Oliver Diggelmann plädiert für einen tabufreien Umgang mit der Migration

These 1 – Georg Kohler:

Wir müssen die Angst vor dem Fremden abschütteln



Die Schweiz ist schon im Paradies angekommen. Was uns bleibt, ist dieses Paradies selbstbewusst und möglichst gut in seine Umwelt einzupassen, sagt der Politische Philosoph Georg Kohler. Interview Roger Nickl

Georg Kohler, sind Sie ein Patriot?

Kohler: Ja, natürlich. In meiner Generation hat der Begriff Patriotismus für viele fast etwas Anrüchiges. Für mich nicht. Ich habe Patriotismus nie mit Chauvinismus oder Nationalismus gleichgesetzt. Dennoch bekennen sich heute immer noch wenige Leute dazu, Patrioten zu sein.

Worauf sind Sie denn stolz?

Kohler: Zum Patriotismus gehört eine Zuneigung zu einem Land. Eine emotionale Beziehung, die man früher frei und unbelastet Heimatliebe genannt hat. In der Schweiz kommt ein zivilgesellschaftliches Engagement hinzu, das eng mit der direkt-demokratischen Partizipation verknüpft ist. Den Begriff Stolz empfinde ich dagegen als schwierig.

Worin besteht Ihre Heimatliebe?

Kohler: Es gehört zur anthropologischen Ausstattung des Menschen, Teil einer Gruppe sein zu wollen. Wir brauchen – altmodisch gesagt – Verwurzelung. Und dazu gehören Kindheitserlebnisse, Landschaften. Bei mir ist das – obwohl ich schon fünfzig Jahre nicht mehr dort lebe – das Emmental. Konolfingen, wo ich aufgewachsen bin, kommt mir manchmal noch im Traum vor. Heimat ist eine Landschaft, in der man zum ersten Mal zur Welt gekommen ist. Und sie entsteht durch eine Geschichte, in der man sich vorfindet. Diese Geschichte kann man akzeptieren oder nicht. Für einen Schweizer ist es im Vergleich zu Deutschen oder Österreichern viel einfacher, sich

zustimmend zu seinem Land zu verhalten – zu dem, was dieses Land geworden ist, zu seinen Institutionen und Mythen.

Sie sind gerne Schweizer?

Kohler: Selbstverständlich. Ich bin auch gerne anderswo. Momentan bin ich öfters in Dresden, wo ich eine Gastprofessur habe, immer wieder auch in Griechenland, von wo meine Frau kommt. Das ist das Schöne an Europa: Man ist sehr schnell an anderen Orten. Da aber, wo ich mit der Welt zusammengewachsen bin, der Nabel sozusagen, das ist für mich die Schweiz.

Was macht für Sie die Schweiz aus?

Kohler: Die direkte Demokratie macht die Schweiz in einem ganz spezifischen Sinn aus. Zudem ist die Schweiz weder kulturell noch sprachlich, sondern durch ein System der grösstmöglichen Beteiligung definiert. Die Schweiz ist eine Willensnation. Diese eigensinnige Eigenständigkeit geht davon aus, dass der andere in seinem Anderssein das Recht hat, anders zu sein. Das ist eine im Grunde hoch moderne, hoch komplizierte und für jeden Demokraten ausserordentlich bewundernswürdige Grundeinstellung. Sie ist in der politischen Kultur verwirklicht worden und hat zu spezifischen Institutionen geführt. Zumindest bis jetzt hat das funktioniert.

Diese politische Kultur sehen Sie in Ihrem Buch «Bürgertugenden und Willensnation. Über den Gemeinsinn und die Schweiz», das im

letzten Jahr veröffentlicht wurde, gefährdet. Weshalb?

Kohler: In Frage steht der politische Basiskonsens, der die Schweiz von 1945 bis 1990 bestimmt hat. Was in der Folge der Erschütterung dieses politischen Basiskonsens gefährdet ist, ist die politische Kultur.

Wie meinen Sie das?

Kohler: Die Schweizer Innenpolitik galt vor 45 Jahren, als ich mich als Redaktor des «Zürcher Studenten» damit zu befassen begann, als extrem langweilig. Das hat auch gestimmt. Interessant war damals der Vietnam-Krieg und die Frage, wie man die USA neu definiert. Die Schweiz war dagegen klar definiert: Aussenpolitik war Aussenhandelspolitik. Zum Selbstverständnis gehörten die Attribute, die sich im Label AUNS zusammenfassen lassen: Autonomie, Unabhängigkeit, Neutralität, Selbstständigkeit. Politisch befand man sich wie der kleine Prinz auf einem kleinen Planetoiden; wirtschaftlich war man gleichzeitig aber global vernetzt. Diese Haltung war immer schon ein wenig schizophren – aber es hat halt einfach funktioniert. Heute ist das vorbei. 1990 war das objektive Ende. Ich bin weiss Gott nicht der Einzige, der das sagt, aber ich bin sicher einer, der das schon sehr früh gesagt hat.

Seit 1990 ist der Sonderfall Schweiz vorbei?

Kohler: Nein, das würde ich nicht sagen. Alle Nationen sind in einer gewissen Weise Sonderfälle und sie sollen es auch bleiben. Die Schweizer Selbstdefinition funktionierte während des Kalten Krieges gut 40 Jahre lang hervorragend. Sie hat vielem entsprochen, was zum Nationalcharakter gehört. Beispielsweise wenn man an die apolitische Haltung den Aussenbeziehungen gegen-

über denkt oder an die Idee, Verantwortung gebe es nur innerhalb der eigenen Grenzen. Mit dem Ende des Kalten Krieges hat sich das alles geändert. Weil wir den alten Orientierungen nicht mehr glauben können, befinden wir uns seither in einer Basiskonsens-Krise. Mit einer grossen Identitätskrise gleichsetzen möchte ich diese nicht. Die Schweiz wird sich nicht auflösen wie ein Zuckerwürfel im Teeglas. Das war eine grosse Übertreibung des grossen Friedrich Dürrenmatt.

Seit 20 Jahren steckt die Schweiz in einer Orientierungskrise. Worin besteht diese Krise?

Kohler: Krieg als letztes Mittel der Politik ist heute nicht mehr so zentral wie auch schon. Innerhalb Europas ist Krieg zumindest nicht mehr denkbar. Deshalb kann das Konzept der bewaffneten Neutralität nicht mehr der Orientierungspunkt sein. Im Vordergrund stehen heute wirtschaftliche Zusammenhänge, entsprechend eng ist die Verflechtung mit der Aussenwelt. Diese

werden. Die Schweizer Souveränität ist immer schon geteilt mit anderen. Ein weiteres Beispiel, das dies belegt, ist das Militär. Ich war gerne Soldat und bin auch Oberleutnant geworden. In der Armee war es immer lustig und man hat die Schweiz kennen gelernt. Militärpolitisch stand die Schweiz jedoch immer im Schatten der schützenden Nato – die Sicherheit des Landes ist nur diesem Umstand zu verdanken und sicher nicht der Schweizer Armee, wie man das gerne dargestellt hat. Das war die Lebenslüge Nummer 1. Sicherheit nach aussen und nach innen – diese zentralen Pfeiler der Staatlichkeit – ist nur noch im Kollektiv mit anderen möglich. Das war auch schon in der Zeit zwischen 1945 und 1990 so. Das gleiche gilt für die Wirtschaft früher und heute.

Die Schweiz muss also, um sich fit für die Zukunft zu machen, von lieb gewordenen Lebenslügen trennen?

Kohler: Ja, das kann man so sagen. Lebenslügen aufzugeben heisst ja nie, dass damit auch das

Man wusste schon lange, dass es einmal nicht mehr gehen wird mit der Steuerhinterziehungs-geheimnispolitik. Man hat das solange ausgereizt, wie es ging und jetzt passt man sich halt an. Da ist man nicht besonders heroisch. So gross sind wir auch nicht, dass wir uns Heroismus leisten könnten. Sobald der Druck grösser wird, passen wir uns an.

Sie haben das AUNS-Modell der Schweiz als falsche Utopie bezeichnet, was wäre dann die richtige Utopie für die Schweiz?

Kohler: Utopien sind gerade für Intellektuelle ein schwieriges Thema. Viele Völker, das sehe ich in Deutschland, aber auch in Osteuropa, brauchen grosse Zielvorstellungen. Weil die Schweiz in einer gewissen Weise schon im Paradies angekommen ist, können wir eigentlich nur die Vision haben, dieses Paradies möglichst gut einzupassen in seine Umwelt. Das heisst, wir müssen möglichst viele Elemente der Schweizer Identität – die direkte Demokratie, den Föderalismus – bewahren und Selbstbewusstsein entwickeln. Es gab ja bereits in den 1950er-Jahren ganz konservative Politiker, die das Schweizer Polit-System als Modell für Europa sahen. Und wir müssen die psychotische Angst vor dem Fremden und vor der Auflösung abschütteln und, wie gesagt, unsere Lebenslügen aufgeben. Ich plädiere für Lernfähigkeit, Common Sense und ein gesundes Selbstbewusstsein.

«Wir leisten uns immer das, was wir uns leisten können. Können wir es uns nicht mehr leisten, machen wir es anders. Das ist der Schweizer Nationalcharakter.»

wiederum setzt Verträge und übergeordnete Gerichte voraus – seien diese von der EFTA oder von der EU. Souveränität ist heute keine starre Einheit mehr, sondern sie ist Teil des Verhandlungsgutes. Im Prinzip ist die Sache einfach: Die Schweiz muss sich auf der Basis einer soliden Identität ihrer Umwelt anpassen. Entsprechend muss der Basiskonsens von zwischen 1950 und 1990 neu festgelegt werden, man muss deswegen noch lange nicht alles aufgeben. Diesen Prozess sollten wir mit kühlem Kopf und Common Sense durchmachen. Passiert ist aber genau das Gegenteil: Die Diskussion wurde extrem polarisierend geführt. Jetzt ist sie blockiert.

Auf den Stil der politischen Diskussion möchte ich später zu sprechen kommen. Sie sprechen in Ihrem Buch «Bürgertugend und Willensnation» von einem Kulturkampf um eine Neubestimmung der Schweiz. Was müssen wir neu bestimmen?

Kohler: Beispiele wie die Diskussion über das Bankgeheimnis zeigen auf, dass wir von unserer Umwelt abhängig sind und von ihr beeinflusst

Leben aufgegeben wird. Man sucht sich im Gegenteil einen guten Platz in der Wirklichkeit.

Das würde etwa den EU-Beitritt bedeuten?

Kohler: Nein. Es bedeutet zuerst einmal negativ gesprochen: Hört auf mit dieser Verteufelung der EU. Seid froh, dass es sie gibt. Gebt zu, dass der Euro eine ganz wichtige Errungenschaft ist, die man retten muss. Findet einen breiteren bilateralen Weg bei institutionellen Fragen, die von der EU verlangt werden. Denn eigentlich sind wir ja schon längst Teil der EU.

Werden wir uns den Bilateralismus auf die Dauer leisten können?

Kohler: Wir leisten uns immer das, was wir uns leisten können. Sobald wir sehen, dass wir es uns eben nicht mehr leisten können, machen wir es anders. Das ist der Schweizer Nationalcharakter.

Die Schweizer, ein Volk von Pragmatikern?

Kohler: Ja, auf alle Fälle. Der Pragmatismus setzt sich durch. Das sieht man auch im Bankensektor.

Zur Person

Georg Kohler (66) ist emeritierter Professor für Politische Philosophie an der Universität Zürich und derzeit Gastprofessor und Projektleiter im «Sonderforschungsbereich Gemeinsinn und Transzendenz» der Technischen Universität Dresden. Zum Thema Schweiz sind von ihm zuletzt erschienen «Bürgertugend und Willensnation. Über den Gemeinsinn und die Schweiz» (Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2010) und Katja Gentinetta/Georg Kohler: «Souveränität im Härtestest. Selbstbestimmung unter neuen Vorzeichen» (Avenir Suisse und Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2010).

Kontakt: kohler@philos.uzh.ch

Diesen Common Sense, den Gemeinsinn in der Schweizer Politik sehen Sie nun gefährdet. Weshalb?

Kohler: Die Hauptgefahr besteht darin, dass heute in der Schweizer Politik – vor allem seitens der SVP – mit sehr starken Polarisierungen gearbeitet wird. Nun kann man argumentieren, in einer Debatte müsse man seine Positionen zuerst ganz scharf klarstellen, einen Kompromiss könne man dann immer noch erzielen. Das stimmt nur beschränkt. Denn eine extrem polarisierende Strategie produziert unweigerlich Gewinner und

Kohler: Konkordanz funktioniert nicht mehr, wenn die politischen Diskussionen nur noch zu Blockaden führen, wie das heute oft der Fall ist. Die Wahlen in diesem Herbst werden für das Weiterbestehen oder die Auflösung der Konkordanz entscheidend sein. Auf Letzteres zielt die SVP ab und es ist nicht sicher, ob ihr das sogar gelingen wird. Es wäre jedenfalls gefährlich für das Schweizer Konkordanzsystem, wenn die SVP an den nächsten Wahlen auf 35 Prozent Stimmenanteil kommt. Mit dem Konkurrenzmodell wird man aber so schlechte Erfahrungen machen, dass

«Polarisierungen in der Politik erzeugen Fanatiker auf der einen und resignierte Apathiker auf der anderen Seite.»

Verlierer. Die politische Kultur der Schweiz bestand aber immer darin, Win-Win-Situationen zu erzeugen. Die Polarisierung zerstört das mit der Idee der Konkordanz verknüpfte Ziel, Lösungen zu finden, die für möglichst viele akzeptabel sind – die das Gefühl erzeugen, dass alle gewonnen haben. Hinzu kommt, dass der neue Polit-Stil dazu neigt, die Probleme über Gebühr zu vereinfachen. Polarisierungen erzeugen Fanatiker auf der einen und resignierte Apathiker auf der anderen Seite. Damit wird das zivilgesellschaftliche Fundament untergraben.

Gab es denn ein goldenes Zeitalter des Gemeinsinns in der Schweizer Politik? Und wenn ja, wann war das?

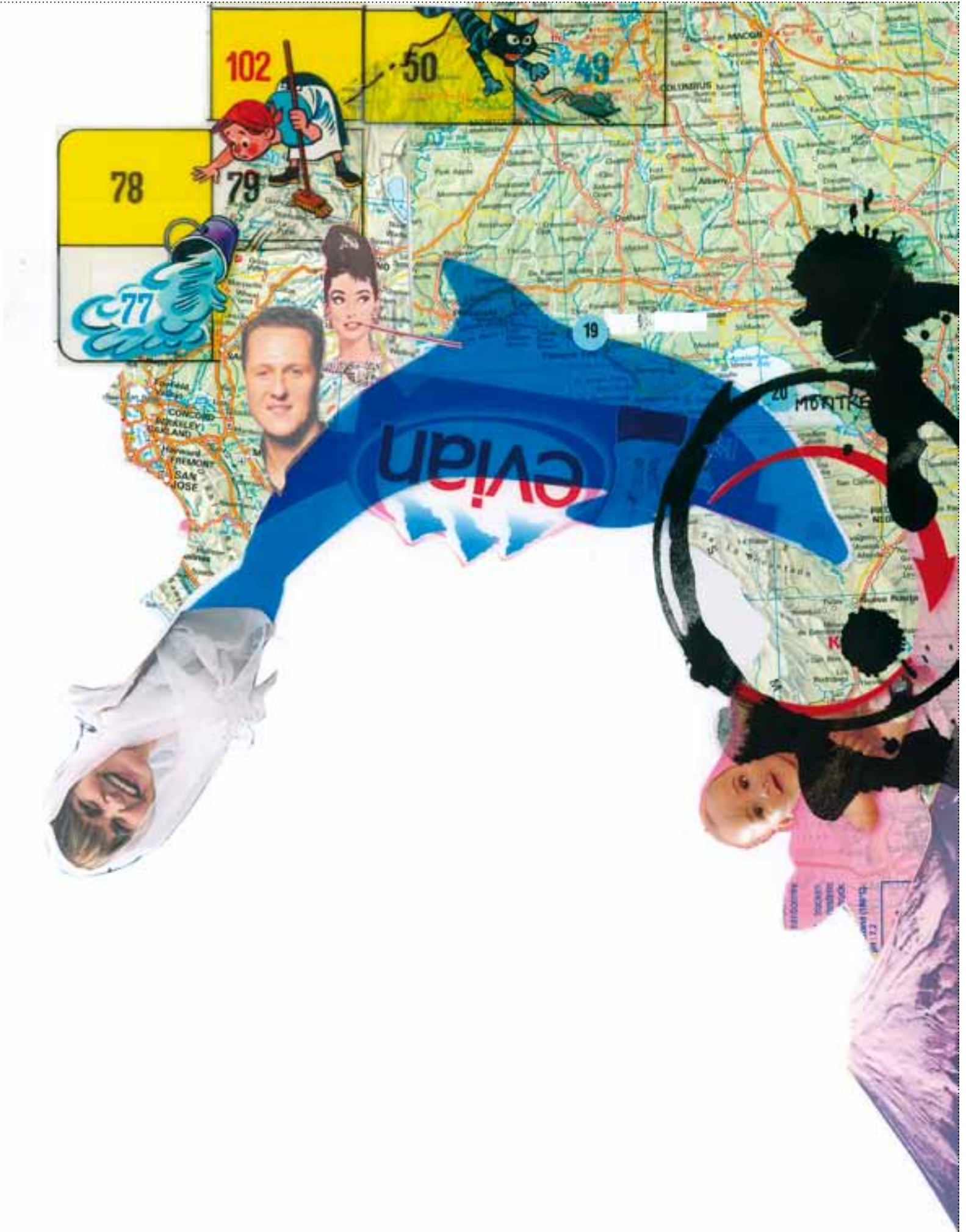
Kohler: Ja und nein. Es gab eine goldene, aber wie gesagt auch etwas langweilige Zeit. Zwischen 1950 und 1990 war der politische Basiskonsens in der Schweiz intakt. Da funktionierte alles bis hoch zum Bundesrat in diesem langweiligen Konsens- und Konkordanzmodell. Hanspeter Tschudi etwa setzte in dieser Periode als Sozialdemokrat mit bürgerlichem Support die AHV durch. Es war eine Zeit, in der auch bürgerliche Parteien einen ausgesprochenen Sinn für soziale Themen hatten. Alle waren damit einverstanden, was in der Tat etwas langweilig ist.

Sie haben vorhin angedeutet, dass das Konkordanzmodell in der Schweizer Politik heute gefährdet ist. Hat die Konkordanz eine Zukunft?

man schlussendlich wieder zum alten Modus zurückfinden wird. Möglicherweise müssen die Bedingungen für das Gelingen von Konkordanzpolitik wieder neu gelernt werden, indem man schlechte Erfahrungen macht.

Ein Vortrag, den Sie kürzlich gehalten haben, war der Frage gewidmet, wie wir gute Schweizer werden. Wie werden wir denn gute Schweizer?

Kohler: Indem wir uns dazu bekennen Mischung zu sein. Und indem wir uns dazu bekennen, dass die Schweiz ein Land ist, das attraktiv geblieben ist für Leute aus der ganzen Welt. Ich selbst möchte immer lieber in einem Einwanderungsland als in einem Auswanderungsland leben. Die Schweiz war lange ein Auswanderungsland mit der Folge, dass viele auf fremden Schlachtfeldern gestorben sind oder als Krüppel zurückkamen. Ein Einwanderungsland ist die Schweiz seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts – das ist Teil ihres vitalen Erfolgs und ihrer vitalen Vielsprachigkeit. Man hat auch immer wieder die richtigen Integrationsmechanismen gefunden. Wir sollten uns diese Mischung aus Offenheit, Lernwille und begründeter Zuversicht bewahren – das bedeutet, ein guter Schweizer zu sein. Zu verteidigen, was man verteidigen muss und zu erneuern, was man erneuern kann und muss. Das tönt jetzt natürlich sehr unspektakulär. So hat es aber lange Zeit funktioniert und ich sehe nicht ein, weshalb es nicht weiterhin funktionieren sollte.





These 2 – Andrea Büchler:

Die Familienpolitik muss weniger ideologisch werden

Die Familienpolitik müsse die Pluralisierung der Lebensformen berücksichtigen, fordert die Juristin Andrea Büchler. Etwa indem das Familienrecht nicht mehr zwingend an die Ehe anknüpft. Interview Thomas Müller

In Gesellschaft und Politik erfreut sich die Ehe neuer Beliebtheit. Ist der Zerfall der Familie gestoppt?

Andrea Büchler: Da muss ich eins vorausschicken: Die Ansicht, die Familie sei am Zerfallen, teile ich keineswegs. Als Hort von Verbindlichkeit, Vertrautheit und Verbundenheit spielt sie weiterhin eine grosse Rolle. Bloss: Das bürgerliche Familienideal verliert an Wirkungsmacht. Die Familie besteht nicht mehr notwendigerweise aus Mann und Frau, die verheiratet sind, zusammenleben und zwei Kinder haben.

Schon das vierte Jahr in Folge zeigt sich aber eine Zunahme bei den Eheschliessungen. Also doch eine Trendwende?

Büchler: Nun, die Zunahme bleibt geringfügig, wenn man das Bevölkerungswachstum berücksichtigt. Die hohen Eheschliessungsraten von Ende der 1970er-Jahre gehören eindeutig der Vergangenheit an. Bedeutsamer ist die Zahl der Scheidungen, die 2010 einen neuen Rekordwert erreicht hat. 1970 lag die Scheidungsziffer noch bei 15 Prozent, jetzt sind es über 50 Prozent. Der Wandel der Familienstrukturen hält also weiter an.

Woran lässt sich das ablesen?

Büchler: Dafür genügt ein Blick auf das Umfeld, in dem wir leben. Die Zahl der Einzeltern-, Patchwork- und Stieffamilien nimmt rapide zu. Statistiken bestätigen diesen Eindruck. Die Zahl der nicht ehelichen Geburten zum Bei-

spiel hat sich innert eines Jahrzehnts fast verdoppelt und stieg im Jahr 2010 auf 14 900 an. Fast jedes fünfte neugeborene Kind hat also heute unverheiratete Eltern. Dabei muss daran erinnert werden, dass das Konkubinatsverbot im Kanton Zürich bis 1972, im Wallis gar bis 1995 verboten war. Zudem haben sich gleichgeschlechtliche Partnerschaften etabliert. Und die medizinisch unterstützte Fortpflanzung macht es möglich, dass Mann und Frau Nachkommen zeugen, ohne sich körperlich überhaupt zu berühren. Dadurch ergeben sich Familienkonstellationen, die einst völlig undenkbar waren. Bei Samenspende, Eizellenspende und Leihmutterchaft ist gar zwischen genetischen Eltern, biologischen Eltern und sozialen Eltern zu unterscheiden. Dass derzeit wieder etwas häufiger geheiratet wird oder die Zahl der Geburten leicht zunimmt, ändert also wenig an der Pluralisierung von Familienformen.

Was bedeutet das für unsere Gesellschaft? Wie werden wir in Zukunft zusammenleben?

Büchler: Selbstbestimmter. Starre Rollenvorgaben haben ausgedient. Die genetische Abstammung ist nicht mehr Garant für eine gelebte Verwandtschaft. Entscheidend ist vielmehr der Wille, eine soziale Elternschaft im Alltag tatsächlich zu leben. Anders gesagt: der Wunsch zu einer vitalen Beziehung.

Wie soll das Recht darauf reagieren?

Büchler: Mit Strukturen, die an diesem Willen anknüpfen, zugleich aber – und das ist kein Wi-

derspruch – dem Recht des Kindes auf Kenntnis seiner Abstammung zum Durchbruch verhelfen. In Zukunft werden familienrechtliche Bestimmungen nicht mehr zwingend an die Ehe anknüpfen, sondern vielmehr danach fragen, ob Menschen gemeinsame Kinder haben und/oder Investitionen in ein gemeinsames Leben tätigen.

Die Vielfalt wird im Alltag zwar sichtbarer. Aber: Stellt sich unsere Gesellschaft den Veränderungen tatsächlich? Wenn die Ehefrau nach einer Babypause wieder ins Erwerbsleben einsteigt, stellt sie zuweilen augenreißend fest, dass die Kinderbetreuungskosten und die Steuern ihren Zweitverdienst übersteigen.

Büchler: Vergessen wir nicht: Der Paradigmenwechsel liegt erst eine Generation zurück. Die Zustimmung zum neuen Eherecht von 1988 fiel an der Urne mit 54,7 Prozent eher knapp aus, heftige Folgediskussionen waren absehbar. Wir stehen nun mitten in diesem gesellschaftlichen Aushandlungsprozess. Es braucht Zeit, bis adäquate Lösungen gefunden sind.

Dabei prallt die pluralistische Sicht derzeit hart auf die Werte der Traditionalisten. Für sie ist das verheiratete Paar mit Kindern das Mass der Dinge. Das traditionelle Familienmodell erhält derzeit breiten Auftrieb in der Politik. Die SVP zum Beispiel macht sich mit einer Volksinitiative für jene Familien stark, in denen die Frau nicht erwerbstätig ist, sondern am Herd steht und die Kinder betreut.

Büchler: Der Rückgriff auf traditionelle Familienbilder hängt wohl mit einer gewissen Verunsicherung zusammen. Früher wies das Zivilgesetzbuch die Rollen klar zu: Der Mann wurde als das Oberhaupt der Familie bezeichnet, die Frau hatte sich um den Haushalt und die Kindererziehung

zu kümmern. Mit dem neuen Eherecht sind solche geschlechterdiskriminierenden Vorgaben verschwunden. Die Ehe lässt sich mittlerweile unter Beachtung einer «Kündigungsfrist» einseitig auflösen, ähnlich wie ein Vertrag. Besondere Gründe braucht es nicht mehr dafür. Die zunehmende Verhandlungsbereitschaft zeigt sich also auch in der Ehe selbst: Paare müssen darüber diskutieren, wie sie die Aufgaben verteilen wollen. Dies führt zwangsläufig zu Unsicherheiten, Ambivalenzen und Konflikten. Für eine Frau ist das Dilemma besonders gross: Will sie dem gesellschaftlich nach wie vor stark vertretenen aber bisweilen auch eigenen Anspruch nachkommen, in erster Linie die Aufgaben einer «aufopferungsbereiten Mutter» wahrzunehmen? Oder will sie sich beruflich weiterentwickeln? Und wie weit ist beides möglich? Was, wenn Paare auf die Arbeitstätigkeit beider Elternteile schlicht angewiesen sind? Die Familienpolitik ist in der Schweiz nicht sehr

fall» und zeigt, wie überholt die Regelung längst ist. Splitting-Modelle sind allerdings Flickwerk; ein gerechtes Steuersystem kann nicht mehr länger an den Zivilstand anknüpfen.

Manche Ehepaare überlegen sich ernsthaft die Scheidung kurz vor dem Rentenalter, weil Ehepartner weniger AHV bekommen als Konkubinatspartner.

Büchler: Wie beim Steuersystem ist die Zeit auch bei der Altersvorsorge gekommen, um die Leistungen von einer Eheschliessung unabhängig zu machen.

Warum mischt sich der Staat überhaupt ein, wenn zwei Menschen eine Familie gründen? Ist das nicht eine rein private Sache?

Büchler: Vieles geht den Staat in der Tat nichts an, und deshalb schreibt er heute nicht mehr vor, dass eine rechtlich anerkannte Beziehung ein

Allerdings spielt ein zweiter Faktor hinein: Während sich die Familienstrukturen in unserer westeuropäischen Gesellschaft pluralisieren, importieren Einwanderer mitunter patriarchalisch geprägte Vorstellungen. Führen die Migrationsbewegungen zu einer Retraditionalisierung der Familienformen?

Büchler: Das führt in erster Linie zu einer noch stärkeren Pluralisierung. Sie bringen neue, das heisst uns fremde, tatsächlich aber auch oft sehr traditionelle Lebensformen ein – und stärken damit die von Ihnen erwähnte Phalanx. Damit zeigt sich, dass unsere Gesellschaft nicht einfach eine lineare Erosion des bürgerlichen Familienlebens erlebt, sondern einen Prozess, der von Gegenläufigkeiten geprägt ist. Mit dieser ganzen Spannweite und mit der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen muss unsere Gesellschaft, aber auch das Familienrecht umgehen können.

Heisst das zwangsläufig, unsere Rechtsordnung zu erweitern?

Büchler: Das Familienrecht hat – wie bereits erwähnt – heute im Wesentlichen eine Schutzaufgabe und sollte sich auf diese besinnen. Das bedeutet keine Erweiterung, sondern eine Reduktion auf den Kern, eine Befreiung von ideologischem oder religiösem Ballast. Nur dann besitzt das Familienrecht die Offenheit, um der Vielfalt von Lebensformen gerecht zu werden.

«Die Familienpolitik ist in der Schweiz nicht sehr entwickelt, Unterstützung bekommen Paare kaum.»

entwickelt, Unterstützung bekommen Paare kaum. Vor lauter Fragen wünscht man sich vielleicht die klaren Verhältnisse von einst zurück – auch wenn es sie in der Realität gar nicht mehr gibt.

Auch die CVP macht sich für traditionelle Familien stark. Mit ihrer Volksinitiative will sie Ehepaare bei den Steuern und den Sozialversicherungen gegenüber Konkubinatspaaren stärken. Die BDP wiederum kämpft vor allem für die Abschaffung der «Heiratsstrafe», die Doppelverdienerpaare trifft. Da liegen Lösungsvorschläge schon seit Jahren auf dem Tisch – Splitting, Teilsplitting oder Individualbesteuerung –, doch umgesetzt werden sie nicht. Wie findet sich ein Weg aus dieser Blockade?

Büchler: Die Sonderstellung bei den Steuern entsprang der Absicht, die Ehe mit einem gesonderten Tarif und speziellen Abzugsmöglichkeiten privilegiert zu behandeln. Das funktioniert, solange nur ein Partner erwerbstätig ist. Dass es nun immer mehr doppelt verdienende Ehepaare gibt, die mit höheren Steuern als unverheiratete Paare belastet werden, ist ein «Betriebsun-

Leben lang dauern und der Fortpflanzung dienen muss und nur Mann und Frau offen steht. Das Familienrecht hat aber nach wie vor wichtige Aufgaben zu erfüllen: Die Autonomie der einzelnen Personen und den Schutz der Persönlichkeitsrechte zu gewährleisten. Wichtig ist es dabei, die Rechte und Beziehungsnetze des Kindes abzusichern. Im Vermögensbereich soll der Ausgleich der unentgeltlichen Leistungen wie Hausarbeit und Kinderbetreuung gewährleistet sein.

Die politische Phalanx, die sich für die Ehe einsetzt, ist breit. Ist nun zu erwarten, dass das traditionelle Familienmodell wieder Überhand gewinnt und die Schweiz zurückbuchstabiert?

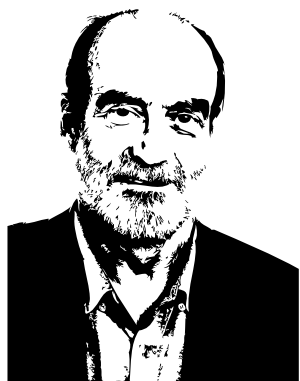
Büchler: Davon gehe ich nicht aus. Andere europäische Länder reagieren mit ihrer Familienpolitik und dem Familienrecht rascher auf Veränderungen. Die Schweiz kennt ein im Vergleich immer noch relativ traditionelles Familienbild, hier dauert die Aushandlungsphase deutlich länger. Hat sich aber eine Änderung durchgesetzt, ist sie breit abgestützt und damit sehr stabil.

Zur Person

Andrea Büchler (42) ist seit 2002 Professorin für Privatrecht und Rechtsvergleichung an der Universität Zürich. Sie ist unter anderem Direktorin des Center for Islamic and Middle Eastern Legal Studies an der Universität Zürich, Mitglied des Leitungsausschusses der Law Summer School in Kairo und war dieses Jahr auch als Gastprofessorin für Islamisches Recht und das Recht des Nahen Osten an der University of California at Berkeley. Andrea Büchler hat eine 21-jährige Tochter. Im Oktober dieses Jahres erwartet sie ihr zweites Kind.

Kontakt: Ist.buechler@rwi.uzh.ch





These 3 – Hanspeter Kriesi:

Wir sollten uns von der Konkordanz verabschieden

Die Schweiz sollte zu einem System mit Regierung und Opposition übergehen, findet der Politologe Hanspeter Kriesi. Das Sorge für klare Verantwortungen und helfe den Bürgern, sich zu orientieren. Interview Michael T. Ganz

Hanspeter Kriesi, seit gut zwanzig Jahren wird in der Schweiz politisch polarisiert. Was gab den Ausschlag für die Veränderung der Parteienlandschaft?

Kriesi: Die entscheidende Rolle spielte die SVP. Traditionell war die SVP eine Bauern- und Gewerkepartei. Anfang der Neunzigerjahre wurde sie zu einer konservativen Rechtspartei. Ihr Probelalopp war die Opposition zum Unob-Beitritt der Schweiz 1986, ihre Feuerprobe 1992 dann der Abstimmungskampf zum EWR, der längste und teuerste in der Schweizer Geschichte. Damals hebelte die SVP die gesamte politische Elite aus. Mit 50,3 Prozent Nein war das Ergebnis zwar knapp, aber es bedeutete den Startschuss für den Aufstieg. Innerhalb zehn Jahren verdreifachte die SVP ihren Wähleranteil und wurde zur grössten Partei. Für Schweizer Verhältnisse ein Erdbeben, das die gesamte Parteienlandschaft erschütterte.

Und wie gelang es der SVP, in einem Jahrzehnt so viele Wählerinnen und Wähler zu gewinnen?

Kriesi: Indem sie die Frage nach unserem Verhältnis zum Ausland, speziell zur Europäischen Union aufwarf. Später weitete die SVP den Themenbereich auf Immigrationsfragen aus und spitzte ihn in der jüngeren Vergangenheit auf den Islam zu. Die SVP thematisiert also die Befindlichkeit der eigenen Nation im internationalen Umfeld und ist damit die Schweizer Variante des europaweiten Phänomens Rechtspopulismus.

Genau wie der Front National in Frankreich, die Lega Nord in Italien, der Vlaams Belang in Belgien oder die FPÖ-BZÖ in Österreich. Alle diese Rechtspopulisten haben dasselbe Programm: nationalistische Abschottung gegen aussen, und zwar eher in politischer und kultureller als in wirtschaftlicher Hinsicht. Christoph Blocher ist ja schliesslich Grossunternehmer.

Was ist denn der Nährboden für den neuen Rechtspopulismus in Europa und in der Schweiz?

Kriesi: Meiner Meinung nach die zunehmende Globalisierung. In Europa bedeutete dies vor allem die Öffnung nationalstaatlicher Grenzen, die viele Menschen als Schutz empfunden haben. Die Reaktion auf die Öffnung war die Renationalisierung – rote T-Shirts mit Schweizerkreuz und dergleichen. Es gibt eine Art Renaissance des Nationalismus. Der Widerstand richtet sich dabei vorab gegen die kulturelle Bedrohung durch das Fremde. Und gegen die politische Bedrohung, die Aushöhlung der direkten Demokratie, wenn die «Vögte von Brüssel» über uns bestimmen. Selbst dem schwächsten Mitglied bringt die Solidaritätsgemeinschaft der Nation noch einen gewissen Status. Wenn die Nation an Bedeutung verliert, meinen auch ihre Mitglieder, an Status zu verlieren.

Die SVP traf mit ihren Kampagnen also einen etwas trivialen wunden Punkt?

Kriesi: Ja. Und dieser Punkt ist hierzulande ganz besonders wund, weil die Schweiz stets

neutral war und abseits stand. Wir Schweizer haben – durchaus zu Recht – das Gefühl, damit immer gut gefahren zu sein. Wir hielten uns aus beiden Weltkriegen heraus, so wie wir uns schon aus den Religionskriegen des 17. Jahrhunderts herausgehalten hatten, und wir fuhren gut damit. Was wir aber oft nicht realisieren: Die Bedingungen in Europa sind heute sehr anders als damals. Auch wenn die Schweiz nicht zur EU gehört, so ist sie doch stark vom europäischen Umfeld abhängig. Es gibt den Begriff des «autonomen Nachvollzugs»: Wir sind zwar autonom, vollziehen aber alles nach, was Brüssel beschliesst.

War die Parteienlandschaft vor dem Rechtsrutsch der SVP denn nie polarisiert?

Kriesi: Nein, in diesem Ausmass nicht. Die Schweiz ist ein Land des Konsens und der Kompromisse, man hat sich stets zusammengerauft. 1959 entstand die grosse Koalition der vier Bundesratsparteien. Da zogen alle am gleichen Strick – mit Ausnahme der SP, die in sozialpolitischen Fragen punktuell opponierte. Bei der SVP ist das heute aber anders: Sie macht systematisch Opposition und denunziert ihre Koalitionspartner dabei als Nette, Linke oder Heimatmüde. Ihre Konzepte sind zügig und treiben die Polarisierung munter voran.

Zur Person

Hanspeter Kriesi (62) ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Zürich und Direktor des Nationalen Forschungsschwerpunktes Demokratie (NCCR Democracy).

Kontakt: hanspeter.kriesi@ipz.uzh.ch

Die SVP gibt sich urschweizerisch, gefährdet mit ihrer Polarisierung aber gleichzeitig das urschweizerische Konkordanzprinzip. Ein Paradox?

Kriesi: Das kann man sagen. In ihrer Vorgehensweise ist die SVP nämlich alles andere als urschweizerisch. Ihre professionellen Parteikampagnen etwa sind absolut untypisch für unser Land. Schweizer Parteien waren traditionell in den Kantonen und Gemeinden verankert, also dezentral. Bis vor kurzem galt das Schweizer Parteiensystem als das mit Abstand am wenigsten nationalisierte in ganz Europa. Die Sozialdemokraten waren zwar früher auch schon geschlossen tätig, aber erst die SVP führte zentralisierte Kampagnen von Bern oder Zürich aus und nationalisierte damit das Parteiensystem, entgegen allen Schweizer Traditionen.

Die Polarisierung hat die politische Mitte in eine völlig neue Position versetzt. Man sagt, die Mitteparteien drohten zu zersplittern.

Kriesi: Das Problem der politischen Mitte ist nicht ihr Zersplittern, sondern ihr Schrumpfen. Denn die SVP legte auf Kosten der zwei grossen Mitteparteien CVP und FDP zu, während sich die Linke lange relativ gut hielt. Der Niedergang der Mitteparteien begann übrigens schon Ende der Achtzigerjahre. Die CVP litt unter der Säkularisierung der Politik, die FDP unter der Schwächung des liberalen Ideals. Dass sich die FDP überhaupt so lange halten konnte, liegt einzig daran, dass sie es war, die den modernen Schweizer Staat baute. Lange war die FDP staatstragende Partei, ihr Niedergang begann, als sie sich von ihrem eigenen Werk distanzierte. «Mehr Freiheit, weniger Staat» – das war der Sündenfall. Und dennoch: Im Ständerat haben CVP und FDP zusammen immer noch die Mehrheit. Ohne CVP und FDP geht in der Schweiz weiterhin nichts.

Es gibt inzwischen aber auch noch andere Mitteparteien als die CVP und FDP. Welche Rolle spielen sie im Schweizer Parteiengefüge?

Kriesi: Die BDP hat meiner Meinung nach keine Existenzberechtigung, weil sie sich politisch nicht stark genug von den herkömmlichen Mitteparteien unterscheidet. Sie wird deshalb wohl mit der FDP oder der CVP fusionieren. Die Grünliberalen sind zwar eine neue Kraft, es gab sie im Grunde

aber schon früher – als Landesring der Unabhängigen. Auch der LdU war eine kleine Mittepartei, doch sprach damals niemand von Zersplitterung. Das ist ein Modewort der Journalisten. Tatsache ist, dass die Mitte kleiner wird, und deshalb muss sie, um überlebensfähig zu sein, Koalitionen mit Rechts oder Links eingehen. Und im Gegensatz zu den Polparteien SP und SVP haben Mitteparteien ja die Möglichkeit, sich beim einen oder anderen Flügel anzulehnen.

Mitteparteien funktionieren also nur, wenn sie zu Konzessionen bereit sind?

Kriesi: Das ist das Wesen der schweizerischen Konkordanz. Man holt sich auch jene Parteistimmen, die für die Bildung einer Mehrheit nicht zwingend nötig sind. Solche grossen Koalitionen

«Ein Bundesrat, der eine Meinung vertritt, die er nicht teilt, ist demokratisch gesehen ein Problem.»

stehen im Gegensatz zu den «minimal winning coalitions», wie man sie aus dem Ausland kennt. Grosse Koalitionen binden gegnerische Parteien ein und zwingen sie damit nicht in die Opposition. Die Alternative, nämlich ein Regierungs-Oppositions-System, wäre für die Schweiz untypisch. Beim Regieren will man hierzulande alle Parteien mit im Boot haben.

Aber SP und SVP sind doch heute schon sowohl Regierungs- als auch Oppositionsparteien?

Kriesi: Ja. Und auch die FDP macht Opposition, wenn sie wie kürzlich eine Initiative gegen das Verbandsbeschwerderecht lanciert, das zuvor von einer Mehrheit im Parlament angenommen wurde. Und selbst die CVP versucht, sich mit familienpolitischen Vorstössen zu profilieren. Keine Partei verhält sich heute noch so loyal zur Regierung wie früher.

Und ist das nun der Anfang vom Ende der urschweizerischen Konkordanz?

Kriesi: Schon 1975 erschien ein Buch, das die Konkordanz begrub und für einen Systemwechsel plädierte, fast vierzig Jahre später sind wir wieder am gleichen Punkt. Mein Eindruck ist folgender: Eine Regierung, die in zentralen Fra-

gen wie dem EU-Beitritt entgegengesetzte Standpunkte einnimmt, ist nicht gut für ein Land. Besser wäre ein homogeneres Team, das Ziele vorgibt und einen gangbaren Weg skizziert. In der Schweiz geht das nur, wenn man die eine oder andere Partei aus dem Bundesrat wirft. Das muss nicht für immer sein, aber versuchen sollte man es einmal. Doch mein Vorschlag ist chancenlos: Die regierende Elite der Schweiz kann sich ein Regierungs-Oppositions-System nicht vorstellen.

Gibt es denn – um möglichst schweizerisch zu bleiben – keinen Kompromiss zwischen Konkordanz und Regierungs-Oppositions-System?

Kriesi: Doch. Eine Mitte-Links-Regierung könnte die Grünen, die GLP und die BDP einbinden,

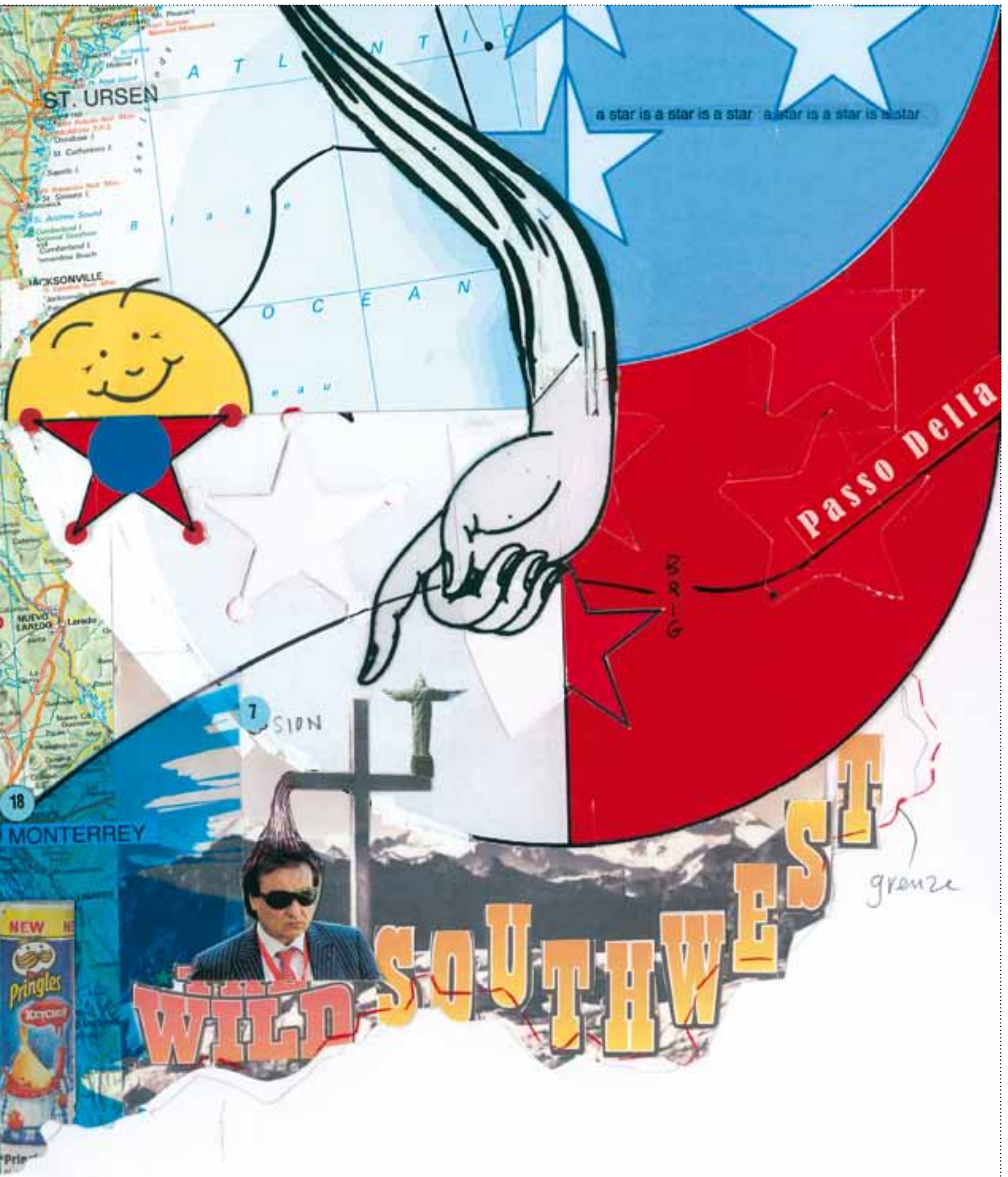
obwohl es diese Parteien für eine «minimal winning coalition» nicht bräuchte.

Eine mittelgrosse Mitte-Links-Koalition also im Sinne der alten Konkordanz.

Kriesi: Die SVP wäre auch bei dieser Lösung nicht in der Regierung, sondern in der Opposition. Das würde meiner Ansicht nach allerdings nicht allzu viel ändern, weil die SVP ja heute schon systematisch die Oppositionsrolle spielt. Eine analoge Lösung unter Ausschluss von SP und Grünen könnte man sich für eine Mitte-Rechts-Regierung vorstellen.

Und welches wären die Vorteile eines solchen Regierungs-Oppositions-Systems?

Kriesi: Klare Verantwortung. Das ist ein zentraler Aspekt der Demokratie. Der Bürger muss einem Entscheidungsträger Verantwortung zuschreiben können. Voraussetzung dafür ist Transparenz. Der Bürger muss wissen, wer wo steht und wer wofür verantwortlich ist. Ein Bundesrat, der eine Meinung vertritt, die er nicht teilt, ist demokratisch gesehen ein Problem. Sind Parteien gleichzeitig in der Regierung und in der Opposition, verlieren die Bürger die Orientierung. So meinen viele Schweizer etwa, die SVP sei keine



extreme Partei. Ein Journalist fragte mich kürzlich, ob es der SVP nicht schade, wenn ihr Nationalrat Oskar Freysinger den «Rechtsextremen» Gerd Wilders als Referenten in die Schweiz hole. Ich sagte ihm, die Frage sei müsig, denn dieser «rechtsextreme» Wilders vertrete genau dieselben Ansichten wie die SVP.

Es gibt Stimmen, die sagen, politische Polarisierung sei gar nicht so schlecht.

Kriesi: Ist sie auch nicht. Polarisierung fördert das Interesse an der Politik. Seitdem die SVP polarisiert, steigt in der Schweiz die Stimmbeteiligung – auf tiefem Niveau, aber immerhin. Die Mitteparteien haben die Tendenz, reale Konflikte wie den EU-Beitritt, also den klaren Entscheid für drinnen oder draussen, unter den Teppich zu wischen. Diesen Entscheid werden wir aber früher oder später fällen müssen, denn die Strategie der Bilateralen Verträge läuft sich tot. Schlecht ist aber, wenn Polarisierung und Konkordanz nebeneinander existieren. Das geht nicht zusammen.

Und um nochmals auf Ihre These zurückzukommen: Warum wird gerade in der Schweiz politisch polarisiert wie nirgendwo sonst?

Kriesi: Peter Bichsel hat einmal gesagt: Wir leben in der Legende, die man um uns gemacht hat. Wir Schweizer wännen uns in der besten aller Welten. Es geht uns ja auch sehr gut. Aber wir haben eine Leiche im Keller: unser Verhältnis zum internationalen Umfeld. Dabei sind wir ja durchaus weltoffen, so liegt zum Beispiel der Anteil binationaler Ehen hierzulande bei 50 Prozent. Wir sind bestens mit der Welt vernetzt, tun aber so, als wären wir es nicht. Und wir haben in der Vergangenheit Mythen kreiert, die uns in dieser Geisteshaltung bestärken, den Tell-Mythos, den Morgarten-Mythos, den Réduit-Mythos. Die Konkordanz ist auch ein solcher Mythos. Dabei ziehen wir Schweizer doch längst nicht mehr am selben Strick. Dennoch verteidigen wir den Konkordanz-Mythos mit Mitteln, die der realen Entwicklung zuwiderlaufen. Wäre die Schweiz, so schrieb Adolf Muschg schon 1979, ein Individuum, müsste man von neurotischem Verhalten und Realitätsverleugnung reden. Dieser Zustand sei gemeingefährlich.



These 4 – Francis Cheneval:

Die Neutralität ist eine Maske

Die Schweiz sollte mit der EU Beitrittsverhandlungen aufnehmen, sagt Philosophieprofessor Francis Cheneval. Den Bilateralismus werde die EU auf Dauer nicht akzeptieren können. Interview Thomas Gull

Francis Cheneval, sind Sie Patriot?

Francis Cheneval: Ja, sicher.

Was zeichnet einen Patriot aus?

Cheneval: Ein Patriot ist jemand, der gut verwurzelt ist in einem politischen Gemeinwesen. Ich bekam als Sohn eines schweizerischen Berufsoffiziers den Patriotismus gewissermassen als Bluttransfusion verabreicht.

Sie sind der Ansicht, die Schweiz müsste jetzt Beitrittsverhandlungen mit der EU aufnehmen. Weshalb gerade jetzt?

Cheneval: Die Idee dahinter ist, dass die Schweiz, der es gut geht, in einer starken Verhandlungsposition wäre, während die EU in der Krise steckt. Deshalb wäre der Moment gut, um mit der EU ein vorteilhaftes Arrangement auszuhandeln.

Wie würde aus Ihrer Sicht ein vorteilhaftes Arrangement aussehen?

Cheneval: Ein vorteilhaftes Arrangement wäre zum Beispiel das Privileg der frühen Mitgliedschaft wie es Grossbritannien und Schweden ausnutzten, um dem Euro nicht beitreten zu müssen. Länder, die später dazu kamen, hatten diese Optionen nicht mehr.

Würde das bedeuten, dass die Schweiz beispielsweise bei der Rettung Griechenlands und des Euros nicht mithelfen müsste?

Cheneval: Nicht unbedingt, die Schweiz hilft ja über den IWF mit. Die Vorteile wären eine eigene

Währung und eine eigenständige Zinspolitik. Trotzdem wäre die Schweiz in allen relevanten Institutionen der EU vertreten.

Im Moment steckt die EU in der Krise, während es der Schweiz vergleichsweise gut geht. Weshalb sollten wir etwas ändern?

Cheneval: Das Problem ist, dass die Bilateralen Verträge keine nachhaltige staatspolitische Option sind. Sie sind eine Bastelei auf hohem Niveau. Ich vergleiche das mit dem Mani-Matter-Lied «I ha en Uhr erfunde, wo geng nach zwone Schtunde bliibt stah»: Die Bilateralen Verträge sind zwei Stunden, nachdem sie unterzeichnet werden, bereits überholt.

Die EU-Diskussion ist ein Tabu. Wie erklären Sie sich, dass die politische Elite in diesem Land sich nicht getraut, das Verhältnis zur EU zu thematisieren?

Cheneval: Der Rückhalt in der Schweizer Bevölkerung für einen EU-Beitritt ist im Moment sehr gering, das wissen die Politiker. Damit ist keine Wahl zu gewinnen. Doch es gibt eine Begründung, die etwas tiefer geht: Die «grosse Erzählung» der Schweiz definierte Europa immer wieder als das signifikante Andere: gegen das Römische Reich Deutscher Nation haben wir die Eidgenossenschaft gegründet, gegen autoritäre oder halbdemokratische Staaten bildeten wir die direkt-demokratische Republik, gegen die sozialistische Misswirtschaft europäischer Länder konstituierten wir die Schweiz als liberalen Staat mit bürger-

lichen Prinzipien. Nach dem Fall der Berliner Mauer und einer weitergehenden europäischen Integration hat sich zwar eine völlig neue Lage ergeben. Doch die staatstragende Erzählung kann man nicht von einem Tag auf den anderen ändern.

Vor zehn Jahren war der EU-Beitritt noch ein Thema, über das man sprechen konnte im Sinne einer längerfristigen politischen Perspektive. Das ist heute nicht mehr so, der «EU-Moloch» hat frühere Feindbilder ersetzt. Weshalb hat die von Ihnen diagnostizierte traditionelle Erzählung der Abgrenzung wieder so stark an Gewicht gewonnen?

Cheneval: Da spielen die Bilateralen Verträge eine wichtige Rolle: Wir können das alte Feindbild pflegen, ohne zugeben zu müssen, dass wir eigentlich teilweise selbst dazu gehören. Mit den Bilateralen Verträgen haben wir die Nachteile, die ein Alleingang hätte, für den Moment ausgebremst.

Das heisst: Aus der Sicht der Befürworter eines EU-Beitritts war es ein Fehler, die Bilateralen Verträge zu unterstützen?

Cheneval: Nein. Auf beiden Seiten, der Schweiz wie der EU, ist ein gewisser Pragmatismus am Werk. Statt sich in eine ideologische Konfrontation zu begeben, hat man sich auf dem pragmati-

Das machen wir heute ja weit gehend. Ist das nicht eine beneidenswerte Position?

Cheneval: Ich glaube nicht, dass die EU dies auf lange Sicht akzeptieren wird. Es ist auch nicht nur eine gute Position für uns, da sie mit Unübersichtlichkeit und Rechtsunsicherheit verbunden ist.

Sie sagten, es muss irgendein institutionelles Arrangement geben. Wie könnte dieses aussehen?

Cheneval: Es könnte sein, dass die EU einen EWR light akzeptiert, was bedeuten würde, dass die Schweiz den grössten Teil des Regelwerks des Binnenmarkts dynamisch übernimmt und einige wenige Dinge ausspart. Das ist aber optimistisch.

Sie haben die nationale Erzählung angesprochen, die die Schweiz vor allem über Abgrenzungen definiert. Die Schweiz bezeichnet sich gern als Sonderfall. Ist sie das tatsächlich oder handelt es sich um eine Fiktion mit grosser politischer Wirkung?

Cheneval: In einer grossen Erzählung kann es einzelne Elemente haben, die zutreffen. Faktisch ist es nicht falsch, wenn man auf bestimmte Vorteile der direkten Demokratie der Schweiz verweist oder andere Elemente. Falsch ist jedoch der absolute Anspruch auf Einzigartigkeit. Da ist der Sonderfall Schweiz eine theoretische Fiktion. So

wir klug in die europäischen und internationalen Regelwerke eingebunden sind. Wenn man den Alleingang konsequent zu praktizieren beginnt, hätte das sehr schnell gravierende Nachteile.

Die europäische Integration ist eine Erfolgsgeschichte, die Europa Frieden und Prosperität beschert hat. Weshalb kann sich die Schweiz überhaupt nicht mit dieser Erfolgsgeschichte identifizieren?

Cheneval: In der europäischen Integration wurde es verpasst, die Bürgerinnen und Bürger direkter auf EU-Ebene zu beteiligen. Die EU ist auf Leistung orientiert: Sie kriert Frieden, Sicherheit, Wohlstand. Das ist Output-Legitimität. Das Problem ist nur, kein politisches Gemeinwesen kann auf Dauer nur Erfolge produzieren. Die Frage ist: Was geschieht, wenn diese Erfolge ausbleiben, wie im Moment in der ökonomischen Krise. Dann ist ein Gemeinwesen auf die Loyalität der Bürgerinnen und Bürger angewiesen. Die EU konnte auf viel Wohlwollen ihrer Bürgerinnen und Bürger zählen und hätte ihre Fortschritte viel stärker direkt-demokratisch legitimieren können. Das hätte etwas länger gedauert, aber die Teilnahme der Bürgerinnen und Bürger am EU-Projekt wäre stärker ausgeprägt. Die EU in ihrer heutigen Form mag in die Krise kommen. Aber der Sinn der europäischen Integration wird weiter bestehen. Doch das zu sehen wäre einfacher, wenn man die Bürgerinnen und Bürger stärker beteiligt hätte.

Müsste die Schweiz bei einem EU-Beitritt die direkte Demokratie aufgeben?

Cheneval: Die direkte Demokratie ist in den meisten Fällen nicht tangiert, wie eine Studie von Thomas Cottier zeigt. Wir wissen gar nicht, was alles möglich wäre, wenn die Schweiz als direkt-demokratisches, aufmüpfiges EU-Mitglied auf-

«Die Bilateralen Verträge sind wie Mani Matters Uhr, die nach zwei Stunden stehen bleibt.»

schon Terrain der Bilateralen Verträge getroffen. Das ist für den Moment keine schlechte Lösung. Allerdings bin ich nicht sicher, dass sie tragfähig ist. Als nächsten Schritt sehe ich eine Form der institutionellen Einbindung. Die Konfrontation mit der EU wird sich sonst wieder zuspitzen.

Weshalb denn?

Cheneval: Weil der Binnenmarkt nach den Prinzipien der Nicht-Diskriminierung und Gleichbehandlung strukturiert ist. Marktzugang ohne Übernahme dieser Prinzipien ist ein Privileg, das auch unsere eigene Vorstellung des fairen Wettbewerbs verletzt. Ausserdem erbringen die Mitgliedstaaten der EU eine sehr aufwändige Koordinationsleistung, an die die Schweiz nicht einfach andocken kann, ohne diese Leistung mitzutragen.

findet man in der EU neutrale, liberale Kleinststaaten mit direkter Demokratie. Es gibt EU-Mitgliedstaaten, die haben weniger Schulden und tiefere Steuern als die Schweiz, sie haben ein grösseres Wirtschaftswachstum und ein höheres Bruttoinlandsprodukt pro Kopf. Die EU selbst steht im Vergleich zu den nationalen Protektionismen für die liberalen Kriterien des freien Wettbewerbs und der Grundrechte.

Das Argument des Sonderfalls ist der grosse Zweihänder, mit der vor allem von rechts versucht wird, die Integration der Schweiz in Europa zu kappen. Was hätte das für Folgen?

Cheneval: Faktisch praktiziert die Schweiz den Alleingang gar nicht. Im Moment haben wir die Illusion des Alleingangs. Wir stehen gut da, weil

Zur Person

Francis Cheneval (49) studierte an den Universitäten Fribourg und Georgetown Philosophie und Politikwissenschaft. Er lehrte an mehreren europäischen und amerikanischen Hochschulen und ist seit Februar 2011 Professor für Politische Philosophie an der Universität Zürich.
Kontakt: francis.cheneval@philos.uzh.ch



13 ÜBERLINGEN

1 Gruss aus Schwamendingen

16

tritt. Es könnte sich ansteckend auswirken. Generell ist im Zuge der europäischen Integration die direktdemokratische Aktivität gestiegen. Es gibt mehr Abstimmungen in Mitgliedstaaten, seit es die europäische Integration gibt, weil viele Integrationsschritte direktdemokratisch legitimiert wurden. So ist der Verfassungsvertrag und Schwedens Beitritt zum Euro an direktdemokratischen Hürden gescheitert.

Worüber könnten wir in der Schweiz nicht mehr entscheiden, wenn wir in der EU wären?

Cheneval: Das kann man nicht genau sagen, weil das Ergebnis der Beitrittsverhandlungen und die zukünftige Entwicklung der EU nicht bekannt sind. Aber man müsste akzeptieren, zukünftiges EU-Recht zu übernehmen. Das meiste EU-Recht muss jedoch ins nationale Recht umgearbeitet und durch nationales Recht ergänzt werden. Da gibt es Spielraum. Diese Übernahme praktizieren wir im Stillen schon in hohem Masse. Zusätzlich würden wir an demokratischer Mitbestimmung

müsste die Geschichte unseres Landes ehrlicher interpretieren als kluge Überlebensstrategie, die auch mit Halbwahrheiten verfolgt wurde. Als Sohn eines Schweizer Berufsoffiziers habe ich mitbekommen, wie mein Vater unter anderem als Militärattaché im Ostblock während des Kalten Krieges mit den Nato-Partnern zusammenarbeitete. Die immerwährende Neutralität war eine Maske, die man sich in bestimmten Situationen aufgesetzt hat. Doch faktisch waren wir viel mehr integriert in das Sicherheitsdispositiv der Nato als wir wahrhaben wollen. Man sollte das nicht als Lebenslüge betrachten, sondern als kluge Positionierung in komplexem Umfeld. Der Alleingang hat nie stattgefunden. Der konsequente Alleingang wäre der Untergang, früher wie heute.

Was wäre die Geschichte, die uns hilft, uns der EU anzunähern?

Cheneval: Eine positive Erzählung sehe ich eher in der Anknüpfung an unseren politischen Liberalismus des 19. Jahrhunderts. Dieser strebte nach

«Man müsste die Geschichte unseres Landes als kluge Überlebensstrategie interpretieren, die auch mit Halbwahrheiten verfolgt wurde.»

hinzugewinnen, weil wir über die europäischen Verträge abstimmen könnten. Das bedeutet, wir hätten innerhalb der EU eine direktdemokratische Vetoposition. Auch wenn diese nicht 1:1 durchsetzbar ist, gewinnen wir in der Gestaltung der europäischen Grundarchitektur entschieden an Einfluss.

Diese grosse Erzählung, die Sie angesprochen haben, wird im Moment dominiert von der Rechten. Es gibt schon lange Versuche, die Geschichte neu zu erzählen, von linken Intellektuellen, diese verhalten aber ohne allzu grosse Resonanz. Weshalb ist es so schwierig, eine neue Erzählung zu entwickeln, die sich durchsetzt?

Cheneval: Weil man das nicht von einem Tag auf den anderen umcodieren kann. Und «La Suisse n'existe pas» und andere radikale Dekonstruktionen sind keine konstruktiven Narrationen, sondern eine Wegradierung dessen, was Identität konstituiert. Auf Amputation von Identität reagieren Menschen und Völker defensiv. Man

einer Ausweitung der wirtschaftlichen und politischen Freiheiten über bestehende politische Grenzen hinaus. Die Menschen waren sich bewusst, dass diese Liberalisierung eingebettet sein muss in übergeordnete Institutionen. Sie bekannten sich zum Bund und strebten nicht nur eine «negative» Integration zwischen den Kantonen an. Diese liberale und föderale Erzählung der modernen Schweiz lässt sich in Bezug auf Europa weiter erzählen. Daran sollten wir anknüpfen.

Was müsste passieren, damit in der Schweiz ein EU-Beitritt wieder zum Thema würde?

Cheneval: Entweder müsste es eine ökonomische Krise in der Schweiz geben, die wir uns nicht wünschen. Die zweite Möglichkeit ist, dass die Bilateralen I fallen. Grosse institutionelle Probleme mit der EU und markante wirtschaftliche Nachteile wären unmittelbar absehbar. Oder drittens: Wir sehen langsam ein, dass unsere liberale und föderale Erzählung in der europäischen Integration sinnvoll weiter erzählt werden kann.



Die Schweiz ist eine gespaltene Nation

Smarte, weltoffene Swissness statt abgedroschene Sonderfallrhetorik wünscht sich der Historiker Jakob Tanner. Für die Orientierung in der heutigen Welt taue die mythische Figurenkulisse nicht mehr richtig. Interview Thomas Gull

Jakob Tanner, sind Sie ein Patriot?

Jakob Tanner: Allenfalls ein Verfassungspatriot. Patriotismus ist eine ambivalente Kategorie. Patrioten haben mobilisiert für ein Vaterland, das Kriege führte, Gewalt ausübte. Nationalismus weist auch im 21. Jahrhundert ein grosses Gewaltpotenzial auf. Gleichzeitig ist die moderne Demokratie innerhalb von Nationalstaaten entstanden. Deren Verfassungen schützen die Menschen- und Bürgerrechte. Doch es gibt immer wieder Konflikte zwischen Demokratie und Rechtsstaat, wie etwa das Minarettverbot zeigt.

Was macht für Sie die Schweiz aus?

Tanner: Die Schweiz ist eine Chiffre für Vieles, auch Gegensätzliches. Das Bild der Schweiz ist in einem europäischen Projektionsraum entstanden. Die Wahrnehmung war schon in der Frühen Neuzeit gespalten: Auf der einen Seite haben wir, wie etwa im «Simplicissimus» von Grimmelshausen, ein «irdisch Paradies», ein Arkadien in den Bergen, eine alpine Sehnsuchtslandschaft. Victor Hugo erklärte im 19. Jahrhundert, die Schweiz werde in der Geschichte das letzte Wort haben. Auf der anderen Seite hat Thomas Morus in seinem «Utopia» die Schweizer als geldgierige, hässliche Leute dargestellt. Die Unterstellung, in diesem Land werde um des Geldes willen alles mögliche Unrecht begangen, durchzieht die Geschichte. Solche Zuspitzungen münden zuletzt in der Gegenüberstellung von «Musterstaat» und «Schurkenstaat».

Das sind Fremdbilder, Projektionen von aussen.

Tanner: Nein, diese Bilder zirkulieren über die Grenzen hinweg. Es gibt entsprechende Auseinandersetzungen auch in der Schweiz. Bereits um 1900 formierte sich eine nationale Rechte, eine antidemokratische, antisemitische «reaktionäre Avantgarde» wie mein Kollege Hans Ulrich Jost sie nannte, die eine imaginäre schweizerische Heldenvergangenheit beschwor und von einem «Gotthardstaat» träumte. Und es gab Linke, aber auch Liberale, die über nationalstaatliche Grenzen hinausdachten und die wirtschaftliche Machtkonzentration als undemokratisch kritisierten.

Wir erleben seit Jahren ein erbittertes Ringen um die Deutungsmacht des Schweizerischen. Dabei hat das national-konservative Lager die Oberhand. Weshalb?

Tanner: Die SVP hat tatsächlich seit Beginn der 1990er-Jahre bei nationalen Wahlen einen fulminanten Aufstieg erlebt. Auf kantonaler Ebene sieht die Bilanz weit weniger gut aus. Und wenn diese Kreise ihre Forderungen alleine vertreten, erreichen sie keine Mehrheit. Alle fünf Überfremdungsiniciativen, die seit den 1960er-Jahren lanciert wurden, endeten mit einer Niederlage. Der nationalen Rechten ist es bisher nicht gelungen, ihre Vision einer kulturell homogenen Sonderfall-Schweiz durchzusetzen. Bei der Verwahrungs-, der Minarett- oder der Ausschaffungsiniciative kam es jedoch zu breiteren Allianzen, die zu Mehrheiten führten.

Die Nationalkonservativen begründen ihre Abwehrhaltung mit dem «Sonderfall» Schweiz. Sind wir als Nation etwas ganz Besonderes?

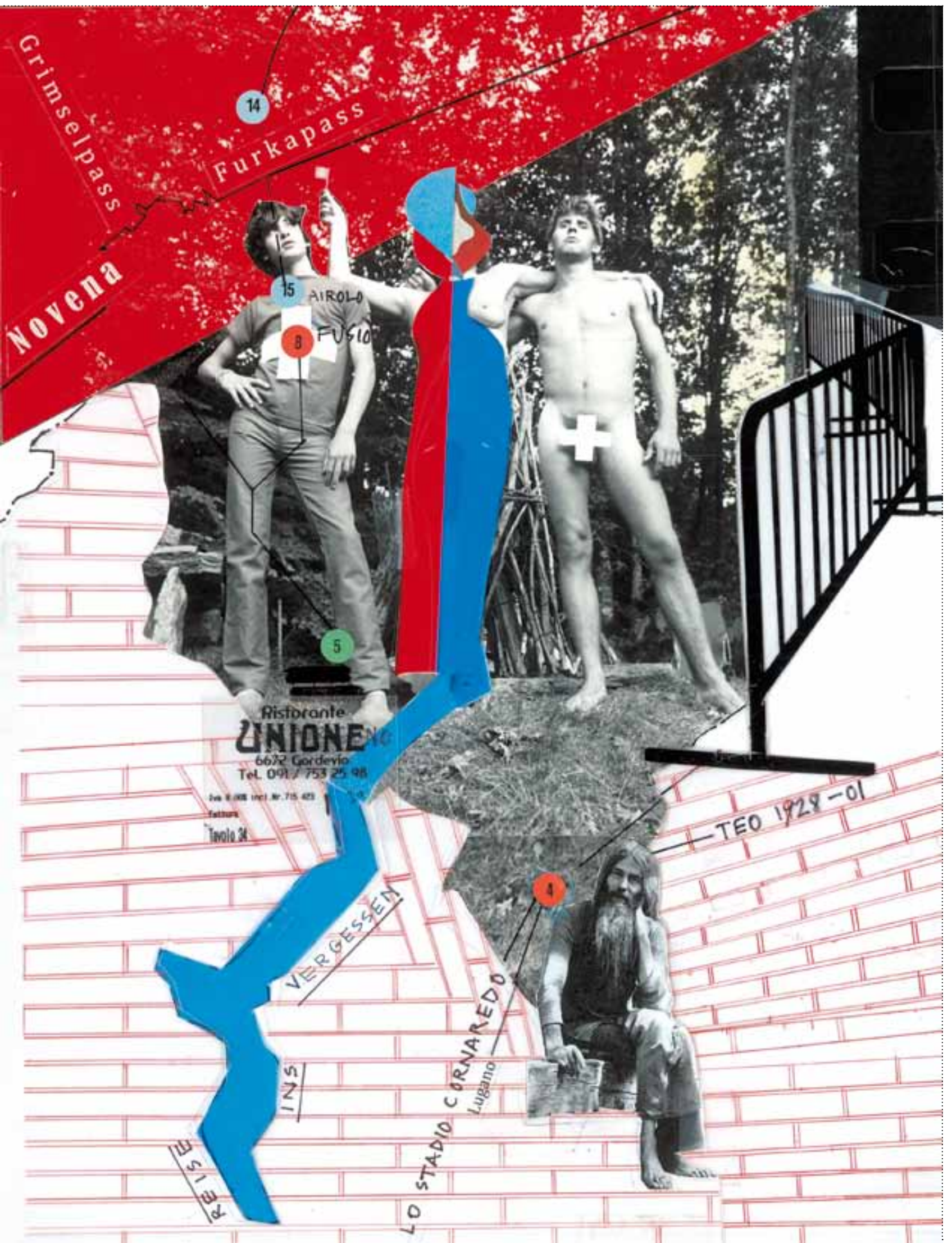
Tanner: Die Schweiz hat sich seit den 1870er-Jahren, als sie vollständig von grossen Nationalstaaten umgeben war, als historische Willensnation definiert. Man sagte sich: Wir sind ein vielfältiges Land, das seine Existenz nicht auf eine einheitliche Sprache, Kultur oder Rasse zurückführen kann. Unsere «nationale Sonderexistenz» lässt sich nur aus der Geschichte heraus begründen.

Wer hat die Idee der Willensnation aufgebracht?

Tanner: Der Staats- und Völkerrechtler Carl Hilty formulierte das neue Credo in einer Schrift von 1875 so: «Wir haben einen starken Willen, eine Nation zu sein.» Der Rechtswissenschaftler Johann Caspar Bluntschli, der in Heidelberg lehrte, forderte gleichzeitig, die Schweiz müsse sich eine Erklärung ihrer selbst geben, sonst sei sie

Zur Person

Jakob Tanner (61) ist Professor für Geschichte der Neuzeit am Historischen Seminar und an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich. Zurzeit ist er Fellow am Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS) in Freiburg i.B., wo er eine Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert verfasst. Letzte Veröffentlichung: Switzerland for sale. Aufstieg und Niedergang eines nationalen Geschäftsmodells, in: Julie Paucker, Peer Teuwsen (Hg.), Wohin treibt die Schweiz? Zehn Ideen für eine bessere Zukunft, München 2011. Kontakt: jtanner@hist.uzh.ch



Grimsepass
Novena

14

Furkapass

15 AIRLO
8 FUSIO

5

Ristorante
UNIONE
6672 Gordèvio
Tel. 091 / 753 25 98

via il 008 int. nr. 715 423
fattura
Tavolo 34

TEO 1928 - 01

4

VERGESSEN

REBESSE

LO STADIO CORNAREDO
Lugano

gefährdet. Damit entstand ein Paradox: Um eine Nation zu sein, gelangte man zu einer Definition, die nicht dem damaligen Nationalitätenprinzip entsprach. Bundesrat Jakob Stämpfli hielt schon in den 1860er-Jahren fest: «Würde das Prinzip der Nationalität anerkannt, so wäre damit die Existenz der Schweiz vernichtet.» Hier äussern sich auch Bedrohungsgefühle. Die Schweiz konterte mit einer Doppelstrategie: zum einen mit der selbstbewussten Aufwertung von Geschichtsbildern, zum andern mit einer raschen Entwicklung der Wirtschaft, die verhinderte, dass die Alpenrepublik zu einem innereuropäischen Kolonialgebiet wurde.

Das Bild der Willensnation ist eine intellektuelle Konstruktion des 19. Jahrhunderts?

Tanner: Die Schweiz hat sich im ausgehenden 19. Jahrhundert als Nation neu erfunden und neue emotionale Identifikationsmuster geschaffen. Nach dem Sonderbundskrieg von 1847 waren Erinnerungsorte wie Morgarten, Sempach, Näfels oder St. Jakob an der Birs noch in den Kulturkampf zwischen Liberalen und Katholisch-Konservativen integriert. Die 500-Jahr-Feier der Schlacht bei Sempach von 1886 war der Durchbruch zu einer nationalen Erinnerungskultur. Auf 1891 hin wurde der Bundesbrief von 1291, der vorher unter «ferner liefen» rangierte, zur Staatsgründungsakte aufgewertet und der 1. August zum Nationalfeiertag erklärt. Bundesbrief, Wilhelm Tell, Rütlichschwur und Burgensturm wurden zum grossen Mythos eines kleinen Staates verschmolzen.

Also doch ein intellektueller Akt?

Tanner: Man könnte von einer intellektuellen Konstruktion sprechen, weil Hilty und Wilhelm Oechsli, ein Historiker am Polytechnikum in Zürich, vom Bundesrat den Auftrag erhielten, Bücher zu schreiben, worin für das Volk allgemein verständlich erklärt wurde, weshalb die Schweiz 1291 entstanden sein soll. Beide Bücher machten beeindruckende Karrieren.

Die Schweiz definierte sich im 19. Jahrhundert selbst in Abgrenzung zu allen anderen als «Willensnation». Inzwischen ist das Selbstbild der Schweiz als europäischer Sonderfall, die im Alleingang allen Anfechtungen trotzte, zum Problem geworden.

Tanner: Das begann mit dem Ende des Kalten Krieges. Bis in die ausgehenden 1980er-Jahre galt es als ausgemacht, dass die Schweiz der Europäischen Gemeinschaft (wie die EU bis 1992 hiess) wegen der Neutralität, dem Föderalismus und der direkten Demokratie nicht beitreten könne. Mit der «Wende» änderte sich das in fast atemberaubendem Tempo. Die Schweiz entschied sich im Frühjahr 1992 für die Institutionen von Bretton Woods, kurz danach deponierte die Landesregierung in Brüssel ein Beitritts-gesuch zur EG und bereitete den Beitritt in den Europäischen Wirtschaftsraum vor, was jedoch scheiterte.

Das EWR-Nein von 1992 war ein grosser Erfolg der nationalen Rechten. Damit begann der Aufstieg der SVP. Weshalb wurde ihr das Terrain mehr oder weniger kampfflos überlassen?

Tanner: Eine Regierung, die die Schweiz als Teil der Welt sieht und die mit der EU ins Gespräch kommen will, kann mit historischen Mythen, die während des Kalten Krieges im Wesentlichen den todesmutigen Kampf gegen Fremdherrschaft und fremde Richter bedeuteten, nicht mehr viel anfangen. Nach der Implosion des Ostblocks wurde versucht, die nationale Souveränität neu zu defi-

«Swissness stärkt den kulturellen Austausch und dient dem Geschäft, auf dem der materielle Wohlstand der Schweiz basiert.»

nieren und andere Traditionen stark zu machen, die in der Geschichte der Schweiz weniger prominent vertreten sind. In dieser Situation konnte die nationale Rechte erfolgreich ein historisches Terrain besetzen, das über Jahrzehnte als Kern der Schweizer Nation dargestellt und auch mit viel Bundesgeld aufgewertet worden war.

Sie selber haben versucht, diese lieb gewonnenen Selbstbilder zu dekonstruieren. Weshalb haben Sie den Kürzeren gezogen?

Tanner: Die Dekonstruktion historischer Mythen: das haben wir längst hinter uns. Das Wissen, wie solche mythischen Geschichtsbilder entstehen, wie sie funktionieren und wirken, muss man zwar immer wieder zu vermitteln versuchen, aber wissenschaftlich ist das nicht mehr originell. Ich habe die Vorstellung, man könne

Mythen «zertrümmern», immer abgelehnt. Kein rationaler Vorschlaghammer kann sie aus der Welt schaffen. Mythen sind jedoch plastisch und elastisch. Sie lassen sich ironisch brechen, sie können in unterschiedlichen Gebrauchskontexten eine andere Aufladung erhalten. Die Arbeiterbewegung hat Mythen wie Tell und Winkelried verwendet, um gegen geballte Kapitalkraft ins Feld zu ziehen. Das vertrug sich durchaus mit einer internationalistischen Ausrichtung. Für die Orientierung in der Welt des 21. Jahrhunderts taugt die mythische Figurenkulisse insgesamt nicht mehr so richtig. Heute ist die Stärkung der Menschen- und Bürgerrechte weit wichtiger geworden. «Verfassungspatriotismus» meint ja genau dies.

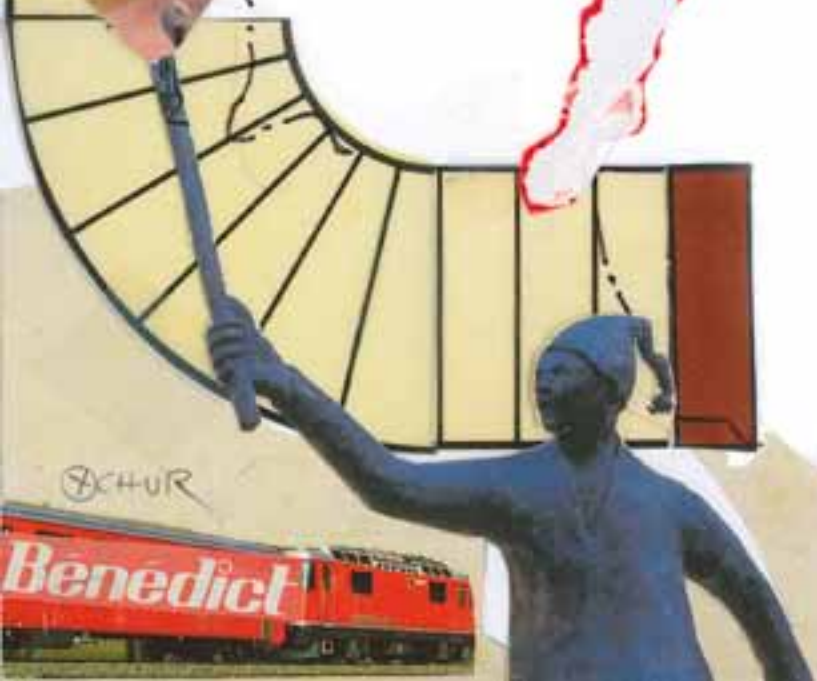
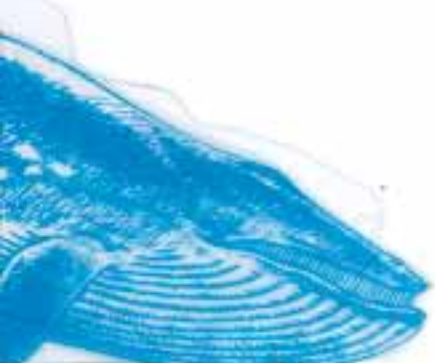
Fehlt uns heute nicht ein positives Bild der Schweiz, an dem wir uns orientieren könnten?

Tanner: Heute ist die Swissness en vogue. Das ist eine Verbindung von kommerziellen Interessen und Versatzstücken nationaler Mythen, die für transkulturelle Kommunikation eingesetzt werden. Bereits seit dem 18. Jahrhundert hat sich die Schweiz touristisch mit dem Einsatz nationaler Symbole vermarktet. Das ist heute wieder

aktuell. Ich sehe Swissness nicht in der Linie einer nationalen Abwehrhaltung, wie sie von der SVP vertreten wird, sondern eher als kulturelle Lockerungsübung. Swissness kann mithelfen, die Ausgrenzungs- und Gewaltenergien, die im Nationalismus angelegt sind, zu depotenzieren. Swissness bedeutet Respekt vor andern. Sie stärkt den kulturellen Austausch und dient dem Geschäft, auf dem der materielle Wohlstand der Schweiz basiert.

Der Kampf um die Deutung unserer Vergangenheit ist Teil des Kulturkampfes zwischen national-konservativen und liberal-progressiven Kräften, der im Moment tobt. Wer wird ihn gewinnen?

Tanner: Ich befürchte, dass der Vormarsch der Rechten noch nicht abgeschlossen ist. Die Idee,



man könne mit der nationalen Privilegienverteidigung im globalen Rahmen reüssieren, hat sich wohl noch nicht abgenutzt. Aber das ist kein mehrheitsfähiges Konzept für die Schweiz. Ich gehe auch davon aus, dass die europäische Integration die zurzeit aufstrebenden nationalistischen Strömungen überlebt.

Bisher sind wir als schrullige Sonderlinge in Europa ganz gut gefahren. Weshalb sollten wir etwas daran ändern?

Tanner: Es geht nicht um die Frage: Alleinangang oder Kooperation, sondern um den Grad und die Form wirtschaftlicher, rechtlicher und kultureller Verflechtung über die Grenzen hinweg. Die Schweiz kann in sehr vielen Dingen nicht mehr selbst entscheiden, obwohl uns das die nationale Rechte mit ihrer Sonderfall-Rhetorik einreden möchte. Stellvertretend dafür steht der Euphemismus «autonomer Nachvollzug», der ja weit gehend eine automatische Anpassung ist. Die Schweizer Wirtschaft ist stark europäisiert und setzt zu einem Viertel ausländische Arbeitskräfte ein. Das macht diese Anpassungsleistung notwendig. Oft wird argumentiert, wenn wir der EU beitreten würden, müssten wir auf die direkte Demokratie verzichten. Tatsächlich kann sich die Schweiz nicht grenzenlos abhängig machen, wirtschaftlich überall dabei sein, und dann noch über alles selber entscheiden wollen.

Müsste die Position der Schweiz neu definiert werden?

Tanner: Die direkte Demokratie ist ein zukunftsfähiges Konzept. Es muss jedoch eine Diskussion darüber stattfinden, wie sie an eine fortschreitende Europäisierung und Internationalisierung von Recht und Wirtschaft angepasst werden kann. Die aktuelle Tendenz, die direkte Demokratie für fremdenfeindliche, völkerrechtswidrige Kampagnen im Dienste nationalistischer Wahlmobilisierung zu nutzen, entwertet sie nicht nur in der Schweiz. Sie wird in ganz in Europa diskreditiert. Wäre die Schweiz hingegen Mitglied der EU, so könnte sie für eine direktdemokratische Politik werben und hätte damit einen Einfluss, der weit über ihre territoriale und bevölkerungsmässige Kleinheit hinausginge.



These 6 – Oliver Diggelmann:

Migranten machen die Schweiz reich

Die politischen Eliten hätten sich lange Zeit geweigert, die Bevölkerung darauf vorzubereiten, dass die Schweiz ein Einwanderungsland ist, kritisiert der Jurist und Rechtsprofessor Oliver Diggelmann. Interview Roland Gysin

Oliver Diggelmann, hat die Schweiz ein Ausländerproblem?

Oliver Diggelmann: Das ist eine gefährliche Frage. Man kann sie fast nur mit einem fremdenfeindlichen Grundton oder naiv beantworten. Man muss sich Migrationsfragen sehr vorsichtig nähern. Es gibt die positiven Aspekte, denken Sie etwa daran, dass die Personenfreizügigkeit für Unternehmen und den Gesundheitsbereich ein Segen ist. Und es gibt Probleme, auch schwere. Die muss man benennen, Tabuisierungen helfen auf Dauer nicht weiter.

Vor der Abstimmung zur «Ausschaffungsinitiative» 2010 schrieben Sie in der deutschen Wochenzeitung «Die Zeit», die Situation im Migrationsbereich hätte «Unbehagen», «Zorn» und eine zunehmende «Sorge um das Schweizerische» hervorgerufen.

Diggelmann: Mehrere Entwicklungen kommen zusammen, die man ernst nehmen muss. In der öffentlichen Diskussion werden sie leider oft nicht auseinander gehalten. Negative Gefühle können so leichter instrumentalisiert werden. Eine Rolle spielt sicher, dass der Bundesrat und die Parteien bei der Abstimmung zu den Bilateralen Verträgen 2000 bei der Personenfreizügigkeit tief gestapelt haben. Man wusste damals schlicht nicht, wie viele Menschen kommen werden. Zwischen damaligen Versprechen und heutiger Realität gibt es eine Kluft. Wir haben in den letzten Jahren einen durchschnittlichen positiven Wanderungssaldo von jährlich 60 000 Menschen, das ist viel. Die Schweiz muss an Immigration zurzeit einiges aushalten.

Und im Asylbereich?

Diggelmann: Jährlich gibt es rund 15 000 neue Asylgesuche. Die meisten Gesuchsteller haben aber keine Chance auf Asyl. Die Abklärungen dauern lange, manchmal objektiv zu lange. Und nach negativen Entscheiden bleiben viele noch eine ganze Weile hier, einige tauchen ab. Das ist unbefriedigend, auch wenn die Lösung dieser Probleme viel schwieriger ist, als man sich dies aus der Distanz vorstellt. Wir müssen sicher sein, dass wir niemanden in ein Land zurückschicken, in dem er gefoltert oder getötet wird. Die «Sorge um das Schweizerische» ist ein Fluchtpunkt für diese negativen Gefühle. Manche sorgen sich um die Stärken der Schweiz, die gute Infrastruktur in Politik, Bildung oder im Verkehr. Sie fürchten, dass Fremde einen weniger sorgfältigen Umgang mit diesen Institutionen pflegen. Diesen Umgang kann man lernen, und viele tun dies. Nicht überall aber ist der Wille dazu vorhanden.

Aktuell leben in der Schweiz rund 1,7 Millionen Ausländerinnen und Ausländer. Davon befinden sich knapp 40 000 Personen, also gut 2 Prozent, in einem Asylverfahren. Weshalb lässt sich gerade mit Asylbewerbern so gut Politik machen?

Diggelmann: Wir müssen sehen, dass sich die Wahrnehmung der Asylbewerber seit den 1970er-Jahren stark verändert hat. Dafür gibt es mehrere Gründe. Die quantitative Seite gehört auch dazu, ich würde sie nicht verharmlosen. Die Institution des Asyls ist von der Grundidee her ein Privileg für persönlich Verfolgte. Diese Grundidee verträgt sich schlecht mit dem Umstand, dass

in der Schweiz in extremen Jahren wie 1991 und 1999 um 40 000 Personen Asyl beantragt haben, die meisten wie gesagt ohne reelle Chance. Nicht alle verhielten sich kooperativ, um das zurückhaltend zu formulieren. Das hat der Akzeptanz der Institution geschadet, ohne Zweifel. Schauen wir auf unsere Alltagssprache. Die Begriffe des «Flüchtlings» und des «Asylbewerbers» hatten früher etwas, sagen wir, Heroisches, obschon sie immer ambivalent waren. Heute klingen sie in den Ohren vieler nur nach schlecht ausgebildeten Ausländern mit prekärem Status. Und dann gibt es auch den Aspekt der Herkunft. Vereinfacht gesagt: Flüchtlinge sind nicht mehr die Studenten aus Budapest, die sich vor Panzer stellten und mit denen man sich leicht identifizieren konnte, weil sie ja irgendwie auch für «unsere Werte» und gegen die Sowjets kämpften.

Ist die Schweiz ein Einwanderungsland?

Diggelmann: Zahlenmässig ja. Mentalitätsmässig würde ich sagen nein. Hier ist wichtig zu wissen, dass schon seit 1888 Jahr für Jahr mehr Per-

sonen in die Schweiz ein- als auswandern. Im Rahmen dieser Grundentwicklung gab es verschiedene Wellen, und in den letzten Jahren war die Einwanderung mit einem Wanderungssaldo von wie gesagt 60 000 jährlich besonders intensiv. Der Grund für diese Entwicklung zum Einwanderungsland lässt sich klar benennen: der Bedarf an Fachkräften. Wir können ihn nicht selbst decken. Immigration war und ist mit Grundlage dafür, dass die Schweiz zu einem reichen Land wurde und es noch immer ist. Diese Realität ist in vielen Köpfen nicht angekommen. Positive Immigrationsgeschichten, etwa jene der Ungarnflüchtlinge 1956, haben wenig Auswirkung auf die Wahrnehmung gehabt. Das Bild von der welt-offenen Schweiz scheint mir – wenn man vom Bereich der Ökonomie absieht – insgesamt eher eine Idee von Intellektuellen, auch wenn in urbanen Zentren eine offenere Mentalität besteht. Wir täuschen uns manchmal darüber hinweg, wenn wir stolz auf unsere Multikulturalität verweisen.

Warum hat die Schweiz mentalitätsmässig den Schritt zum Einwanderungsland nicht mitgemacht?

Diggelmann: Es ist immer einfach, mit einer gewissen zeitlichen Distanz zu urteilen, dies vorweg. Grundsätzlich muss man aber sagen, dass sich die politischen Eliten der Aufgabe lange verweigert haben, die Bevölkerung darauf vorzubereiten, dass die hochindustrialisierte Schweiz ein Einwanderungsland ist. Und auch bleiben wird. Und dass solche Prozesse – nebst Vorteilen – für Einheimische auch Nachteile haben.

Konkret?

Diggelmann: Heute trifft die verschärfte Konkurrenz alle Gesellschaftsschichten, wie wir wissen. Aber es gab auch früher Verlierer. Als in den Nachkriegsjahrzehnten viele Gastarbeiter, insbesondere aus Italien, in die Schweiz kamen, kam der Widerstand zunächst von linker Seite. Die

Arbeiter und Gewerkschaften fürchteten Konkurrenz, Lohndruck und steigende Mieten. Mit gutem Grund. Erst später übernahm die Rechten Diskurs.

Wie weit ist die Schweiz bei der Regelung ihrer Migrationspolitik autonom?

Diggelmann: Man muss auch hier die verschiedenen Bereiche auseinander halten, sonst pauschalisieren wir unzulässig. Bei der Regelung der regulären Immigration aus Nicht-EU-Staaten ist die Schweiz im Prinzip frei. Mengenmässig ist diese Einwanderung jedoch zweitrangig. Sie macht nicht einmal zehn Prozent aus. Und die Schweiz hat in diesem Bereich sehr selektive Regeln. Wichtiger ist die Immigration aus EU-Staaten via Personenfreizügigkeit. Die Freizügigkeit ist Teil der Bilateralen Verträge, die der Schweiz den Zugang zum Europäischen Binnenmarkt gebracht haben. Wenn Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer aus EU-Staaten in der Schweiz eine Stelle haben, können sie ohne weiteres ins Land kommen. Sie dürfen hier auch während sechs Monaten eine Stelle suchen, wenn sie noch keine haben.

Würde die kürzlich lancierte SVP-Initiative mit dem Titel «Masseneinwanderung stoppen» angenommen, müsste die Personenfreizügigkeit mit der EU neu verhandelt werden. Ist das realistisch?

Diggelmann: Grundsätzlich gilt, dass der Binnenmarktzugang ohne Personenfreizügigkeit für die EU unverhandelbar ist. Binnenmarktzugang «à la carte» gibt es nicht, das ist eine Grundidee der ganzen europäischen Konstruktion, nicht etwa Ausdruck einer besonderen Härte gegenüber der Schweiz. Die EU verhält sich hier der Schweiz gegenüber nur so, wie sie sich ihren eigenen Mitgliedern und auch anderen Assoziierten wie etwa Norwegen gegenüber verhält. Es gibt auch nicht den geringsten Hinweis von Sei-

Zur Person

Oliver Diggelmann (44) ist Professor für Völkerrecht, Europarecht, Öffentliches Recht und Staatsphilosophie an der Universität Zürich.

Kontakt: lst.diggelmann@rwi.uzh.ch

«Die Begriffe <Flüchtling> und <Asylbewerber> hatten früher etwas Heroisches – heute klingen sie für viele nur noch nach schlecht ausgebildeten Ausländern.»

sonen in die Schweiz ein- als auswandern. Im Rahmen dieser Grundentwicklung gab es verschiedene Wellen, und in den letzten Jahren war die Einwanderung mit einem Wanderungssaldo von wie gesagt 60 000 jährlich besonders intensiv. Der Grund für diese Entwicklung zum Einwanderungsland lässt sich klar benennen: der Bedarf an Fachkräften. Wir können ihn nicht selbst decken. Immigration war und ist mit Grundlage dafür, dass die Schweiz zu einem reichen Land wurde und es noch immer ist. Diese Realität ist in vielen Köpfen nicht angekommen. Positive Immigrationsgeschichten, etwa jene der Ungarnflüchtlinge 1956, haben wenig Auswirkung auf die Wahrnehmung gehabt. Das Bild von der welt-offenen Schweiz scheint mir – wenn man vom Bereich der Ökonomie absieht – insgesamt eher eine Idee von Intellektuellen, auch wenn in urbanen Zentren eine offenere Mentalität besteht. Wir täuschen uns manchmal darüber hinweg, wenn wir stolz auf unsere Multikulturalität verweisen.

Arbeiter und Gewerkschaften fürchteten Konkurrenz, Lohndruck und steigende Mieten. Mit gutem Grund. Erst später übernahm die Rechten Diskurs.

Ist das Versäumnis der Eliten hauptverantwortlich dafür, dass sich in der Ausländerpolitik mit Verunglimpfungen – Stichwort «Messerstecherinserrat» zum Beispiel – Mehrheiten finden lassen?

Diggelmann: Ja, das ist ein wichtiger Grund. Nicht der einzige allerdings, das wäre wiederum zu einfach. Negative Botschaften – die teilweise zutreffen, teilweise aber auch nicht – finden heute relativ leicht Resonanz. Für positive Botschaften ist das schwieriger. Ein gutes Beispiel ist die «Ausschaffungsinitiative». Die Befürworter operierten mit Zahlen, die besagten, dass jedes zweite Strafdelikt in der Schweiz von Ausländern begangen wird. Das ist zwar statistisch richtig. Vergleicht man aber die Kriminalitätsrate von schlecht ausgebildeten Schweizer Männern zwi-

ten der EU, dass dieser Punkt verhandelbar sein könnte. Die SVP schürt jedoch Hoffnungen, das Paket liesse sich aufschnüren. Ich halte das für ein Spiel mit dem Feuer. Und ich sehe eine nicht geringe Portion Realitätsverweigerung am Werk, wenn man mit Fakten so umgeht als handle es sich um blosser Meinungen. Wir können uns natürlich aus dem ganzen Vertragswerk zurückziehen – das ist möglich. Doch wenn wir das tun, müssen wir bereit sein, die Folgen des Wegfalls des diskriminierungsfreien Binnenmarktzugangs zu tragen. Das muss man sich sehr gut überlegen. Denken wir daran, dass weit über die Hälfte unserer Exporte in den EU-Raum gehen.

Wie steht es um die Entscheidungsfreiheit im Asylbereich?

Diggelmann: Hier hat die Schweiz grosse eigene Spielräume. Sie kann das Asylverfahren relativ weit gehend selbst gestalten. Und das Dublin-System entlastet uns. Wir wollten da selbst unbedingt dabei sein, was gar nicht so bekannt ist. Die Idee dahinter ist einfach. In Dublin-Staaten abgewiesene Asylsuchende können in der Schweiz kein zweites Gesuch stellen. Sie dürfen vielmehr direkt weggeschickt werden. Man spricht vom «One-chance-only-Prinzip». Ohne Anschluss an «Dublin» liefe die Schweiz Gefahr, «the place of last resort» für alle nach Europa geflüchteten und abgewiesenen Personen zu werden. Jeder könnte hier ein zweites Asylgesuch stellen.

Der Rechtsphilosoph Martino Mona von der Universität Bern forderte in der Wochenzeitung «WoZ» ein «Recht auf Einwanderung». Es sei falsch, Ängste zu wecken. Jemand müsse sagen: «Es gibt keinen Grund, Angst zu haben.» Teilen Sie diese Ansicht?

Diggelmann: Herr Mona hat verschiedentlich über grundsätzliche Optionen im Migrationsbereich nachgedacht, und einige seiner Überlegungen finde ich interessant. Insgesamt sehe ich die Dinge aber doch anders. Die Rechte der Migranten sind für mich das eine, das Bedürfnis einer politischen Gemeinschaft, diese nach ihren Vorstellungen zu gestalten und ihre Stärke zu bewahren das andere. Und nicht jede Sorge ist herbeigeredet. Das Unbehagen mit Blick auf die Konkurrenz auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt ist sehr verständlich. Auch die Sorge, dass

in den Schulen fremdsprachige Kinder in der Mehrheit sind.

2009 beschrieben Sie in einem Aufsatz, wie Ihnen «auf menschenleerer Strasse» in einer amerikanischen Kleinstadt eines Nachts zwei Schwarze «mit hochgezogener Kapuze» entgegenkamen. «Ohne nachzudenken» rannten Sie weg und hätten sich erst später gefragt, ob Sie gleich reagiert hätten, wenn es Weisse gewesen wären.

Diggelmann: Die Kriminalität vor Ort war und ist eine Realität. Und dass dort mehrheitlich Schwarze dafür verantwortlich sind ebenfalls. Trotzdem: Die Vermischung von Tatsachen und Vorurteilen führt manchmal dazu, dass man nur

«Wir sollten kein Land sein, das Fachkräfte anzieht, ihnen aber zu verstehen gibt, dass es sie eigentlich nicht will.»

noch handelt und nicht mehr nachdenkt. Das wurde mir damals klar. Ich habe etwas über die Macht von Stereotypen gelernt. Man muss sehen: Es gibt nicht nur die Pole «Offenheit» und «Fremdenfeindlichkeit», die Wirklichkeit ist komplizierter. Eine gewisse Vorsicht gehört im Normalfall zur menschlichen Grundausstattung, im Kleinen und im Grossen. Es ist völlig normal, dass man beim Fremden genau hinschaut. Verstärkt wurde die Skepsis bei der Wahrnehmung des Fremden allerdings durch den modernen Nationalismus. Das ist ein wichtiger Punkt, den wir uns klarmachen müssen. Die Distanz gegenüber Fremden ist tief ins Fundament moderner Nationalstaaten eingebaut. Auch heute, im «postnationalen Zeitalter», bestimmt sie unsere Wahrnehmung mit. Wir müssen um die nationalistische Tönung der Brille wissen, durch die wir auf den Fremden schauen.

Wie sieht eine zukunftsfähige Migrationspolitik der Schweiz aus?

Diggelmann: Das ist eine sehr schwierige Frage, die ich nicht beantworten kann. Lassen Sie mich zwei Gedanken formulieren, in welche Richtung es gehen könnte. Voraussetzung einer zukunftsfähigen Migrationspolitik ist, dass man in realen und nicht nur in wünschbaren Optionen denkt. Dazu gehört, dass man sich die Koppelung vieler

Fragen klarmacht, das ist ganz wichtig. Wenn nicht alles täuscht, ist unsere Migrationspolitik in zentralen Punkten auf längere Zeit an wichtige Politikentscheide der EU gekoppelt. Ich habe die Teilnahme am Europäischen Binnenmarkt und an Schengen/Dublin erwähnt. Grössere Veränderungen erzeugen immer Gewinner und Verlierer, denken Sie nur an die Veränderungen durch die Informationstechnologie. Wenn man mitmacht, sollte man die migrationsrechtlichen Spielräume innerhalb des verbleibenden Rahmens klug nutzen. Sie sind allerdings beschränkt, das ist so. Wenn man sich entscheidet nicht mitzumachen, muss man bereit sein, mit den Folgen zu leben. Ich habe auch die Mentalitätsebene angespro-

chen. Zu einer zukunftsfähigen Migrationspolitik gehört auch, dass wir uns auch auf dieser Ebene auf die heutigen Rahmenbedingungen einstellen. Wir sollten auf Dauer nicht ein hochindustrialisiertes Land sein, das Fachkräfte anzieht, weil es sie braucht, ihnen aber zu verstehen gibt, dass es sie eigentlich nicht richtig will. Doch solche Anpassungen brauchen Zeit. Sie sind nicht von heute auf morgen möglich.

Genau das wird aber von der Politik erwartet. Was also ist zu tun?

Diggelmann: Die Migrationsprozesse, von denen wir sprechen, sind wirklich sehr komplex. Sie sind nur beschränkt vorhersehbar und auch nur beschränkt kontrollierbar. Das macht es schwierig, über die Zukunft zu sprechen und einfache Lösungen vorzuschlagen. Ich verstehe natürlich, dass die Politik einfache Antworten sucht und in Legislaturperioden denkt. Doch das ist nicht meine Aufgabe. Und es ändert auch an der Komplexität und beschränkten Kontrollierbarkeit von Migrationsprozessen nichts. Es geht hier nicht zuletzt um das Aushalten von Ungewissem, was uns nicht leicht fällt.



graubünden

(Abbruch 1972)

um 1930



Hinaus in den Sommer

Hanna leidet an einem angeborenen Immundefekt. Einer Krankheit, die tödlich verlaufen kann. Einziger Ausweg ist eine Knochenmarktransplantation. Darauf sind die Ärzte am Zürcher Kinderspital spezialisiert. Von Roger Nickl

2 Meter 40 mal 2 Meter 40 mal 2 Meter 20, so gross ist die gläserne Kabine mit den knallgelben Eckpfeilern, in der Hanna die letzten sechs Wochen ihres Lebens verbracht hat. Keimfrei und von der Aussenwelt abgeschottet. Nun sitzt das Mädchen mit dem kahlen Schädel auf ihrem Bett, den Rücken an die Wand gelehnt und erzählt. Hanna ist fünfzehn und leidet an einer septischen Granulomatose, einem angeborenen Immundefekt.

Bei einer septischen Granulomatose funktionieren die Granulozyten, die Fresszellen unter den weissen Blutkörperchen, nicht richtig. Zwar nehmen sie Krankheitserreger im Körper auf. Es gelingt ihnen allerdings nicht, diese ausser Kraft zu setzen. Durch diese Störung des angeborenen Immunsystems können sich Erreger mehr oder weniger ungehindert im Körper ausbreiten und grosse Schäden anrichten. Nicht rechtzeitig behandelt, kann die Krankheit tödlich verlaufen.

Hannas Odyssee

Doch Hanna darf hoffen: Denn sie hat sich an der Zürcher Universitäts-Kinderklinik einer Knochenmarktransplantation unterzogen – dem heute einzigen medizinischen Eingriff, der eine vollständige Heilung der heimtückischen Krankheit verspricht. Weil die Transplantation gut verlaufen ist und die Ärzte mit den Werten zufrieden sind, hofft das Mädchen aus dem norddeutschen Münsterland die Klinik in den nächsten Tagen verlassen zu dürfen. Hinaus in den Sommer, von dem sie in den letzten Wochen und Monaten nur vom Sagen gehört, aber nichts gespürt hat. Nach Hause zu ihren Katzen und dem Garten, den sie so liebt.

Angeborene Immundefekte sind relativ selten. 1 von 1000 Kindern leidet darunter. Weil der Körper der Betroffenen unfähig ist, sich gegen eindringende Krankheitserreger zur Wehr zu setzen, treten vermehrt Infektionskrankheiten auf. Und diese verlaufen oft viel schwerer als üblich. Patienten leiden gehäuft unter Hautinfektionen,

Lungen- und Mittelohrentzündungen oder tiefen Abszessen der Haut und innerer Organe. In der Schweiz leben schätzungsweise 7000 Menschen mit einem angeborenen Immundefekt.

«Erschreckend ist, dass nur die allerschwersten Fälle – rund 500 – diagnostiziert sind», sagt Reinhard Seger, Leiter der Abteilung Immunologie am Kinderspital und Professor für Kinderheilkunde der Universität Zürich. Weil sie so selten sind, fallen angeborene Immundefekte immer wieder durch die Maschen des medizinischen Diagnosesystems und bleiben lange – manchmal ein Leben lang – unerkannt. Oft machen Kinder und Eltern wahre Odysseen durch: von Arzt zu Arzt, von Klinik zu Klinik, bis endlich der wahre Grund für die Erkrankungen gefunden wird.

Hannas Odyssee dauerte acht Jahre. Schon als Kleinkind, erzählt die aufgeweckte Teenagerin, hätte sie Atemprobleme gehabt. Und sie sei auch nie so gut Fahrrad gefahren wie ihre Freundinnen. Da sei nichts, wurde der Familie damals vom Hausarzt beschieden. 2003 haben die Ärzte einer deutschen Klinik dann doch etwas gefunden: Colitis ulcerosa lautete die Diagnose zuerst, dann einige Jahre darauf Morbus Crohn. Beides sind chronisch-entzündliche Darmerkrankungen. Doch die darauf verordneten medikamentösen Therapien blieben wirkungslos.

Fatale Verkettung von Fehldiagnosen

Damit nicht genug: In der ganzen Behandlungszeit kämpfte das Mädchen zusätzlich mit wechselnden Infektionskrankheiten, auf der Leber wuchsen Abszesse, zudem wurde ihre Lunge von Pilzen befallen. Hanna lag längere Zeit auf der Intensivstation und musste beatmet werden. Die Leidensgeschichte hat unübersehbare Spuren hinterlassen: Hanna ist heute wesentlich kleiner als ihre Altersgenossinnen und obwohl sie schon fünfzehn ist, hat die Pubertät noch nicht eingesetzt.



Am Ende einer langjährigen Odyssee: Nach der Knochenmarktrans-



plantation im Zürcher Kinderspital hofft die 15-jährige Hanna auf ein normales Leben.



Erhöhte Infektionsgefahr: Die ersten sechs Wochen nach der Transplantation hat Hanna in einer keimfreien Glaskabine verbracht.

Dann kam endlich Licht ins Dunkel: In einer medikamentenfreien Phase wurde ein Bluttest auf Immundefekte gemacht. Dieser Untersuchung enthüllte Hannas bisherige Krankengeschichte als fatale Verkettung von Fehleinschätzungen. Die Diagnose wurde neu gestellt: septische Granulomatose – das war vor eineinhalb Jahren.

Ersatz für krankes Immunsystem

Jetzt liegt das Mädchen auf der Abteilung für Knochenmarktransplantationen (KMT) des Kinderspitals, der grössten und erfahrensten KMT-Einheit für Kinder in der Schweiz. Dass die Wahl von Hannas Familie gerade auf Zürich fiel, ist nicht zufällig. Denn Reinhard Seger und Tayfun Güngör, leitender Arzt KMT und Privatdozent an der Universität Zürich, und ihr Team sind auf die Behandlung und Erforschung von angeborenen Immundefekten spezialisiert. International bekannt sind sie insbesondere für ihre Erfolge bei der Bekämpfung der septischen Granulomatose. Patienten reisen deshalb aus der halben Welt für eine Knochenmarktransplantation an.

Bei einer Knochenmarktransplantation wird das kranke Immunsystem durch das gesunde Immunsystem eines Spenders ersetzt. Denn im Knochenmark sitzen Stammzellen, die unser Blut bilden und auch die Fresszellen produzieren, die

bei einer septischen Granulomatose falsch funktionieren. Diese Blutstammzellen des Patienten werden nun durch solche des Spenders ausgetauscht. Das tönt lapidar, ist in Wirklichkeit aber hochkomplex und die Hürden, die es dabei zu überwinden gilt, sind zahlreich.

«Noch vor zwanzig Jahren waren Knochenmarktransplantationen ziemlich risikoreich», erinnert sich Reinhard Seger, der die KMT-Abteilung am Kinderspital aufgebaut hat, «entsprechend hatten sie einen schlechten Ruf.» Denn um fremde Blutstammzellen zu transplantieren, muss im Knochenmark zuerst Platz dafür geschaffen werden. Das Immunsystem muss ausgeschaltet und danach die alten Stammzellen mittels einer Chemotherapie zerstört werden. Gerade letztere war früher eine chemische Keule.

«Damals hat man zuerst mit einer starken Chemotherapie alles zerstört. Danach musste man zwei Wochen lang warten und häufige Bluttransfusionen waren nötig», erzählt Tayfun Güngör, «dann kamen mit einem Paukenschlag die neuen Blut- und Immunzellen – das war eine grosse Belastung für den Körper.» Diese etwas rabiante Methode konnte negative Folgen haben. Sie erhöhte die Chance, dass das neue Immunsystem die Organe anzugreifen begann – für die Betroffenen konnte das den Tod bedeuten. «Frü-

her kamen Patienten viel häufiger auf die Intensivstation», sagt Immunologe Seger, «die wenigsten von ihnen kamen wieder zu uns zurück.»

Banane schmeckt nach Gurke

Heute ist das anders: Während in den 1990er-Jahren die Überlebenschancen einer Knochenmarktransplantation bei angeborenen Immundefekten und Fremdspendern noch bei zirka 70 Prozent lagen, sind sie heute auf 95 Prozent gestiegen. Ein Grund für diesen Erfolg ist eine wesentlich mildere und für jeden Patienten massgeschneiderte Chemotherapie, die Tayfun Güngör am Zürcher Kinderspital verfeinert und für Patienten im Kindesalter effizient und praktikabel gemacht hat. Damit wird ein wesentlich sanfterer und schonenderer Übergang von den eigenen zu den fremden Blutstammzellen ermöglicht. Und auch die Nebenwirkungen fallen weit weniger heftig aus als zuvor.

Diese Erfahrung hat auch Hanna gemacht. «Mir war vor allem schlecht und mein Geschmackssinn funktionierte nicht richtig», erzählt sie, «Bananen schmeckten nach Gurke und das meiste andere nach Pappe – sonst habe ich von der Chemotherapie aber nicht viel gemerkt.» Auch die oft sehr in Mitleidenschaft gezogenen Schleimhäute blieben relativ heil. Das Mädchen



Geballtes Wissen: Tayfun Güngör (links) und Reinhard Seger therapieren erfolgreich Kinder mit angeborenem Immundefekt.

hofft nun, dass ihre Fruchtbarkeit durch die milde Chemotherapie erhalten bleiben wird. Eine Hoffnung, die heute im Vergleich zu früher berechtigt ist. «Für uns war die harmonischere Chemotherapie, die hier entwickelt wurde, mit ein Grund, weshalb wir uns für Zürich entschieden haben», sagen Hannas Eltern, die beide Urlaub genommen haben, um während der Behandlung ganz bei ihrer Tochter zu sein.

Die Transplantation der Blutstammzellen zehn Tage nach dem Beginn der Chemotherapie ist dann völlig unspektakulär: Das Knochenmark-Blutgemisch, das einem Spender zuvor mit einer speziellen Nadel in der Beckengegend entnommen wurde, wurde direkt aus einem Beutel in Hannas Blutbahn übertragen. Danach begann das lange Warten und Hoffen, ob sich der Körper und das neue Immunsystem vertragen und keine Komplikationen auftreten.

Während dieser Zeit durfte Hanna wegen erhöhter Infektionsgefahr ihre kleine Glaskabine nicht verlassen. Die Tage erschienen ihr immer länger. Eine Belastungsprobe für die junge Patientin: «Da muss man versuchen, ganz klar im Kopf zu bleiben», sagt sie schon fast ein wenig abgeklärt. Zum Glück gibt es zur Ablenkung Bücher, Video, Internet und Skype. Und es gab den Werklehrer, die Lehrerin und die Eltern, die sie

regelmässig besuchten. Vier Wochen nach der Transplantation bekamen Eltern und Kind dann den Bescheid, dass die neuen Stammzellen angewachsen seien und dass Hanna nun auf dem Weg der Gesundheit sei. «Das war ein unglaublich emotionaler Moment», erinnert sich der Vater des Mädchens.

Endlich wieder zur Schule gehen

Dann das Unerwartete: Plötzlich stellte sich eine so genannte Graft-versus-Host-(GvH)-Reaktion ein. Die transplantierten Immunzellen begannen Hannas Organe als fremd zu erkennen und zu bekämpfen. «Dass sich zu diesem relativ späten Zeitpunkt eine solche Reaktion einstellt, ist sehr selten», sagt Tayfun Güngör, «es zeigt aber, wie komplex unser Körper und ein solcher Eingriff sind. Zudem ist jeder Fall ganz individuell.» Aber in vielen Fällen seien solche GvH-Reaktionen heilbar, sodass die Gesamtprognose günstig ist, obwohl sich der Austritt aus der Klinik für Hanna und ihre Eltern verzögern wird.

Das Warten und Hoffen geht also weiter. Das Hoffen auf ein gesundes, normales Leben – darauf nach Jahren mit teils grösseren Unterbrüchen wieder regelmässig zur Schule gehen zu können, darauf die Kontakte zu Freundinnen, die immer spärlicher wurden, wieder aufzufrischen, darauf

endlich hinaus in den Sommer zu können. Die Chancen, dass der Immundefekt für immer behoben ist und diese Wünsche in Erfüllung gehen, standen für Hanna noch nie so gut wie nach der Knochenmarktransplantation.

Knochenmark transplantieren

Die Abteilung für Knochenmarktransplantationen am Zürcher Universitäts-Kinderspital ist schweizweit die grösste KMT-Einheit für Kinder. 2010 wurden am Kinderspital 19 Knochenmarktransplantationen durchgeführt (10 bei Immundefekt- und 9 bei Leukämie-Patienten). Eine Knochenmarktransplantation kostet 250 000 bis 300 000 Franken pro Patient. «Das ist teuer, geht aber alles gut, können die Kinder wieder komplett gesund werden», betont Janine Reichenbach, Oberärztin an der Abteilung und Privatdozentin an der UZH, «das belastet das Gesundheitssystem langfristig weit weniger als eine nicht enden wollende Krankengeschichte.» Neben Knochenmarktransplantationen könnten künftig Genterapien, die am Kinderspital erforscht und entwickelt werden, Hoffnung auf Heilung von angeborenen Immundefekten bringen.

Feuer und Wut

Sie ist Humanistin, globale Nomadin und eine mutige Frau. In ihrer Habilitation untersucht Elham Manea die Frauenrechte in arabischen Ländern. Und sie mischt sich immer wieder in öffentliche Debatten ein. Von Paula Lanfranconi

Ihre Gefühle – jetzt, nach den Ereignissen im arabischen Raum? Ihre dunklen Augen blicken nachdenklich. Es sei eine Mischung. Eine Mischung aus Hoffnung, Überraschung und Zurückhaltung. Dann fügt sie mit einem Lächeln hinzu: «Dass es in Tunesien und Ägypten recht friedlich verlief – das war sehr schön, sehr inspirierend!»

Wir sitzen in einem anonymen Seminarraum, doch kaum ist man mit Elham Manea, 45, im Gespräch, befindet man sich mitten im arabischen Universum. Sie ist in Ägypten geboren, als Tochter einer ägyptischen Mutter und eines jemenitischen Diplomaten, sie lebte in Ägypten, Jemen, Kuwait, Marokko, Iran, Deutschland, den USA und seit 16 Jahren in der Schweiz. Für ihre Habilitation hat sie die arabischen Länder ausgiebig bereist. «The Arab State and Women's Rights: The Trap of Authoritarian Governance» heisst ihre Habilitationsschrift.

Politikalkül und Frauenrechte

Als Europäerin, Schweizerin zumal, muss man erst einmal Vorurteile ablegen. Viele arabische Staaten gewährten den Frauen bereits in den 1950er- und 1960er-Jahren das Stimm- und Wahlrecht – Syrien, Libanon, Ägypten, Tunesien, Algerien, Marokko, Libyen, Sudan. Doch warum tun sich diese Staaten derart schwer, auch ihr Familienrecht zu modernisieren? Dieser Frage geht Elham Manea in ihrer Habilitation nach.

Eines ihrer wichtigsten Forschungsergebnisse: «Diesen Regimes fehlt die Legitimität. Sie führen einen Überlebenskampf, sind angewiesen auf die politischen Eliten, die sie gegeneinander ausspielen.» Als zusätzliches Hindernis für eine liberalere Haltung wirke sich der pointierte Rechtspluralismus aus, ein Erbe des Osmanischen Reiches: Jede Religions- und Stammesgemeinschaft hat ihre eigenen Familiengesetze, Mischehen sind kaum möglich. Was die Politikwissenschaftlerin vor allem interessiert, sind die

Folgen dieses Politikalküls für die Frauen. Während sie spricht, illustriert sie ihre Gedankengänge mit Diagrammen und Zickzacklinien: «Man laviert, rührt die Familiengesetze nicht an, weil sie die gesellschaftliche Zersplitterung bewahren und damit das Überleben des Regimes.» Das syrische Regime verdanke seine Existenz dieser Strategie, aber auch Kuwait, Jemen. Elham Manea zitiert sinngemäss aus dem jemenitischen Familiengesetz: Die Frau muss dem Mann gehorchen. Sie muss ihre häuslichen Pflichten erfüllen. Sie muss seine sexuellen Bedürfnisse befriedigen. «Was», fragt sie, «ist das anderes als die Rolle einer Sklavin?»

Elham Manea kennt den Jemen aus ihrer eigenen Geschichte. Sie hat dort eine gleichaltrige Cousine, Samira. Auf Geheiss des Vaters wurde

«Die Krankheit meiner Mutter», sagt Elham Manea, «war für mich lange wie eine Wunde.» 1997, während einer erneuten Krankheitsphase, begann sie, die Erzählungen ihrer Mutter aufzuschreiben und habe dabei drei Wochen lang «Feuer und Wut gespuckt». Es ging ihr beim Schreiben nicht nur um ein individuelles Schicksal, sondern um eine Geschichte der arabischen Gesellschaft. Kaum war «Sada'a al anin», «Echo des Schmerzes», 2005 in Beirut erschienen, löste es im Jemen einen Skandal aus.

Vier Jahre später wendet sich Elham Manea in einem Buch an ein westliches Publikum. Sie lebt nun schon länger in der Schweiz, arbeitet auch als Journalistin. Und fühlt sich zunehmend unwohl in ihrer Haut. Auslöser sind die Terroranschläge vom 11. September 2001 und der Reislamisierungsprozess in der arabischen Gesellschaft. Ihr Buch «Ich will nicht mehr schweigen» ist ein bededtes Plädoyer für einen reformierten, humanistischen Islam.

Ihre Habilitationsschrift widmet die Politikwissenschaftlerin ihrer Mutter – ihr, deren Geschichte sie so stark geprägt habe. Durch ihre wissenschaftliche Arbeit, sagt Elham Manea, habe sie dann rasch erkannt: Wir sprechen hier

«Es ist nicht möglich, islamisches Familienrecht in der Schweiz einzuführen, ohne die Menschenrechte zu verletzen.» Elham Manea

Samira mit elf Jahren verheiratet. «Inzwischen», sagt Manea, «ist sie bereits Urgrossmutter, mit 45!» Wie anders hingegen verlief ihr eigenes Leben. Der Vater sagte: Lebe deine Träume, du kannst alles erreichen! Das Mädchen trägt keinen Schleier, sie kann sich in Ägypten ungehindert auch mit Jungen treffen. Diese Ungleichheiten hätten sie beinahe traumatisiert: «Du schaust in die Augen deiner Cousine, liest darin ihre unerfüllten Wünsche. Und kannst nichts tun.»

Samiras Schicksal erinnert sie an jenes ihrer eigenen Mutter, die ebenfalls im Jemen aufwuchs. Ein bildhübsches Mädchen, sie will Schauspielerin werden. Doch die Zwangsheirat setzt solchen Plänen ein abruptes Ende. Verstört erwartet die 13-Jährige die Hochzeitsnacht. Sie weiss nur: Es muss Blut fliessen. Wenige Jahre später erleidet sie einen ersten psychischen Zusammenbruch.

nicht bloss über patriarchale Strukturen, nicht nur von einer gesellschaftlichen Diskriminierung. Wir sprechen von einer staatlich sanktionierten Unterdrückung der Frauen.

Gefährlicher Rechtspluralismus

Inzwischen lebt Elham Manea 16 Jahre in der Schweiz, so lange wie nirgends davor. Und erst noch an derselben Berner Adresse. «Ich habe», sagt sie lachend, «alle Kinder in unserer Strasse aufwachsen sehen.» Sie hat mit ihrem Schweizer Ehemann eine Tochter, Selma. Sie ist elf, gleich alt wie Cousine Samira bei ihrer Zwangsverheiratung. Selma möchte Schauspielerin werden, wie ihre Grossmutter. Mühelos wechselt sie von Berndeutsch auf Arabisch. Ihre Lehrer berichten, sie vermittele oft in Konflikten. «Selma realisiert», sagt ihre Mutter, «Menschen sind Menschen,



Kognitive Täuschung

überall. Auch wenn sie eine andere Sprache, Religion oder Hautfarbe haben.»

Sie möchte ihrer Tochter mitgeben, dass sie in der Schweiz viele Rechte genieße, doch sie seien hart erkämpft und dürften nicht leichtfertig preisgegeben werden. Wenn sie diese Rechte in Gefahr sieht, mischt sich Elham Manea auch selber ein. Ein paar Tage vor unserem Gespräch hatte sie auf einen Zeitungsartikel geantwortet: Rechtswissenschaftler hatten gefordert, in einer pluralistischen Gesellschaft sei zu prüfen, ob das islamische Familienrecht in die hiesige Rechtsordnung integriert werden könne.

«Islamisches Recht in der Schweiz», kontert die Politikwissenschaftlerin, «ist gefährlich.» Ein derartiges Ansinnen lasse die negativen Erfahrungen in Ländern ausser Acht, die ein solches Parallelrecht eingeführt hätten. Zudem sei es schlicht nicht möglich, islamisches Familienrecht einzuführen, ohne die Menschenrechte und Gleichberechtigung der Geschlechter zu verletzen. «Rechtsp pluralisten», bringt sie es auf den Punkt, «fordern nicht weniger als die Legitimation systematischer Diskriminierung.»

Nach Ägypten reisen

Die Zeit vergeht rasch mit Elham Manea. Im Laufe des Gespräches hat sie das oberste Blatt ihres Notizblocks voll gezeichnet. Schön sieht es aus, fast ornamental. Schon bald wird sie erneut in den Nahen Osten reisen. Sie betreibt im Auftrag des Bundes Feldforschung über Wanderarbeiter in Kuwait und den Vereinigten Arabischen Emiraten. Danach wird sie nach Ägypten fahren. Sie will die Atmosphäre dort spüren und mit zivilgesellschaftlichen Akteuren reden. Noch ist sie skeptisch, ob eine echte Demokratisierung stattfinde. Doch Ägypten mit seiner starken Zivilgesellschaft, glaubt sie, habe günstige Voraussetzungen.

Natürlich wird sie auch ihre Mutter besuchen. Ob diese die Habilitationsschrift ihrer Tochter lesen werde? Dafür, sagt Elham Manea, müsse sie zuerst auf Arabisch übersetzt werden. Und vielleicht, sagt sie nachdenklich, werde ihre Mutter stolz sein auf ihre Tochter. «Hoffentlich!»

Kontakt: Dr. Elham Manea, manea@pw.uzh.ch

Die Frage, ob der Wille frei sei, wird vermutlich schon diskutiert, seit Menschen etwas können, das den Namen «denken» verdient. Da diese Frage nicht endgültig beantwortet werden kann, arbeitet sich jede Generation erneut daran ab, auf der Basis dessen, was Stand des Wissens, Glaubens und Dafürhaltens ist, eine Antwort darauf zu finden. Derzeit kommt neues Wissen, das wieder Schwung in die alte Debatte bringt, aus der Hirnforschung. Die Neurophysiologie hat zweifellos eine Menge eindrucksvoller Ergebnisse erzielt. Doch beweisen diese wirklich, dass es keinen freien Willen gibt, wie einige Vertreter des Faches behaupten? Begeht nicht einen Kategorienfehler, wer glaubt, von neuronalen auf mentale Prozesse schliessen zu können? Die Vorgänge im Gehirn sagen uns nicht, dass ihre Erlebnisseite ein bestimmtes Wollen ist, sie sagen nicht einmal, dass sie eine Erlebnisseite haben. Die Physiologie kann also den freien Willen gar nicht in Abrede stellen, weil sie vom Wollen nichts weiss. Nur unsere ureigene Erfahrung weiss davon.

*

Geht man der Frage nach, worauf mit dem Adjektiv «frei» hingewiesen werden soll, stellt sich heraus, dass gar nicht ein Merkmal bezeichnet, sondern ein Postulat aufgestellt wird. Behauptet wird, man hätte in einer bestimmten Situation auch etwas anderes wollen und damit auch etwas anderes tun können, als man getan hat. Das ist nicht wirklich zu beweisen, und psychologisch plausibel ist es auch nicht. Die Psychologie jedenfalls geht davon aus, dass Entscheidungsprozesse, wenn auch gelegentlich über mehrere Suchschleifen, zu einem notwendigen Endzustand führen und daher auch rekonstruiert werden können.

Bleibt die Frage, was die Leute so sicher macht, dass sie in vielen Situationen, eigentlich in allen, auch anders hätten handeln können, als sie es getan haben. Für die Psychologie ist das eine kognitive Täuschung. In diesem Fall ein so genannter «Rückschaufehler». Menschen tendieren dazu,

die Vergangenheit ein wenig zu ihren Gunsten zu schönen. Das ist ein gut untersuchtes Phänomen. Wird eine Versuchsperson gefragt, wie hoch der Eiffel-Turm sei, und gibt eine Schätzung ab, die vom tatsächlichen Wert abweicht, wird sie, nachdem sie den richtigen Wert erfahren hat, ein paar Tage später bei einer erneuten Befragung danach, wie ihre damalige Schätzung gelautet habe, einen Wert nennen, der dem wahren Wert deutlich angenähert ist. Sie glaubt also im Nachhinein, es besser gewusst zu haben, als sie es tatsächlich wusste.

Dass wir dazu tendieren, das bessere Wissen danach zu einem besseren Wissen davor zu machen, gilt nicht nur für Faktenwissen, sondern auch für Handlungsentscheidungen. Zu einem

«Die Physiologie kann den freien Willen gar nicht in Abrede stellen, weil sie vom Wollen nichts weiss.»

späteren Zeitpunkt weiss man nicht nur oft mehr, man bewertet auch manches anders als vorher. Wenn man nun dieses spätere und dadurch andere Ich gedanklich in eine vergangene Situation zurückprojiziert, kann man sich leicht vorstellen, dass man damals hätte anders handeln können. Der Schluss jedoch: Wenn ich jetzt anders entscheiden könnte (vielleicht sogar würde), hätte ich auch damals anders entscheiden können, ist nicht gerechtfertigt, weil er nicht berücksichtigt, dass das Ich von jetzt ein anderes ist als das von damals.

*

Der Rückgriff auf das Erleben erweist sich somit als problematisch; denn sobald Psychologie systematisch und empirisch betrieben wird, stellt sich bald einmal heraus, dass das, was sich im Erleben zeigt, nicht die ganze Geschichte sein kann. Das

Erleben lässt sich nicht aus sich selbst heraus schlüssig erklären. Da bleiben Lücken; denn ein grosser Teil der Prozesse, die unser Erleben und Verhalten bestimmen, sind, das wissen wir spätestens seit Freud, der Selbstbeobachtung nicht zugänglich. Freud spricht von unbewussten, die Kognitive Psychologie von subpersonalen Prozessen und beide von einem psychischen beziehungsweise kognitiven Apparat, der für alles Erleben, für alle kognitiven Leistungen zuständig ist.

Dieses Modell soll zwischen den inkommensurablen Tatsachen der Physiologie und des Erlebens vermitteln. Es muss also dem, was wir aus beiden Bereichen schon wissen, gerecht werden können. Umgekehrt können Fakten aus beiden Bereichen als Indizien gewertet werden, die bestimmte Modellannahmen stützen oder ihnen widersprechen. Im Rahmen einer solchen Betrachtungsweise können sowohl der vom Physiologen Benjamin Libet erbrachte Nachweis neuronaler Aktivität vor dem Bewusstwerden einer Handlungsentscheidung als auch das Gefühl, man hätte in bestimmten Situationen auch anders handeln können, erst vor dem Hintergrund eines psychologischen Modells bewertet werden.

*

Das Ergebnis Libets stützt die Modellannahme eines subpersonalen Entscheidungsprozesses. Was wir dann als Wollen erleben, ist das Ergebnis dieses Prozesses, der übrigens zum Zeitpunkt des Erlebens bereits abgeschlossen ist. Dass wir ein Wollen erleben, ist in dieser Sichtweise eine Begleiterscheinung kognitiver Vorgänge. Das Erleben ist kein Akteur, sondern lediglich das Medium, in dem sich ein vergleichsweise kleiner Teil der kognitiven Prozesse widerspiegelt.

Auf der anderen Seite scheint das Gefühl, man hätte in bestimmten Situationen auch anders handeln können, als man es getan hat, der Vorstellung eines nach erkennbaren Gesetzmässigkeiten auf einen bestimmten Endzustand zulaufenden kognitiven Prozesses zu widersprechen. Dass ein solches rückdatiertes Gefühl ein schwaches Argument ist und dass es auch alternativ interpretiert werden kann, zum Beispiel als kognitive Täuschung, wurde schon gezeigt. Nur wenn eine Person mehrfach in dieselbe Verfassung gebracht und jeweils derselben Situation ausgesetzt werden könnte, wäre es möglich festzustellen, ob sie

dann einmal so, ein anderes Mal anders handelt. Warum dieses Experiment nicht gemacht werden kann, hat uns schon Heraklit erklärt: Wir können nicht zweimal in denselben Fluss steigen, weil der Fluss nicht mehr derselbe ist, aber auch – und das ist der für die Psychologie relevantere Faktor – weil wir nicht mehr dieselben sind.

*

Da ein solches Entscheidungs-Experiment nicht gemacht werden kann, hat man an dieser Stelle die Wahl zwischen zwei Attribuierungsinstanzen: Man kann sich für das psychologische Modell und damit für das Axiom einer grundsätzlichen Erklärbarkeit menschlichen Handelns entscheiden. Das ist die wissenschaftliche Option. Man kann aber auch an der nicht hinterfragbaren Instanz eines freien Willens festhalten. Das ist die esoterische Option. Esoterisch deshalb, weil sie dem magisch-animistischen Weltbild verhaftet bleibt, in dem Dinge geschehen, weil Subjekte es so wollen. Es sind Götter, Dämonen, Elementargeister, Hexen, die Blitze schleudern, Flüsse

«Ein grosser Teil der Prozesse, die unser Erleben und Verhalten bestimmen, sind der Selbstbeobachtung nicht zugänglich.»

über ihre Ufer treten lassen oder Viehseuchen auslösen; und sie haben Motive, das zu tun, sie verfolgen Ziele, nicht immer gute. Diese Weltsicht spiegelt die frühkindliche Erfahrung wider, dass man nur etwas wollen muss, zum Beispiel eine Puppe aufheben oder einen Ball werfen, und es geschieht ganz einfach. Arme und Beine tun, was ich will.

Es gehört zur gelingenden kognitiven Entwicklung des Kindes und der Menschheit gleichermaßen, irgendwann zu begreifen, dass die magische Kraft des Wollens an der Grenze des eigenen Körpers endet. Das Einstürzen des mit so viel Eifer aus Klötzen aufgebauten Turms lässt sich durch noch so heftiges Wollen nicht aufhalten. Schwerer einzusehen ist, dass der Glaube an die Magie des Wollens, auch wenn es um die Vorgänge im eigenen Körper geht, eine Illusion ist, an der wir nur

deshalb so hartnäckig festhalten können, weil wir die handlungsauslösende und -steuernde kognitive Mechanik nicht wahrnehmen. Wir sehen nur den Effekt und werden dadurch zu dem Glauben verführt, das blosses Wollen könne ohne Umwege direkt zum Handeln werden. Diese verkürzte Sicht der Dinge ist aus demselben Grund problematisch wie die der Neuropsychologie: sie enthält einen Kategorienfehler. Es führt nämlich nicht nur kein Weg von der Physiologie zum Erleben, es führt auch keiner in die umgekehrte Richtung. Es bleibt unerklärlich, wie aus dem Erleben des Wollens elektrochemische Prozesse im Nervensystem und dann Vorgänge in Muskeln, Gelenken und Drüsen werden sollen.

*

Um diesen Abgrund zu überbrücken, braucht es ein psychologisches Modell, dessen «Hardwarebasis» das Nervensystem ist und dessen Aktivitäten sich im Erleben widerspiegeln, wenn auch nicht immer vollständig und zutreffend. Es versteht sich, dass der psychologische Ort eines freien Willens nur der kognitive Apparat sein könnte und somit über seine Existenz weder im Rahmen der Neuropsychologie noch in dem einer Phänomenologie des Erlebens entschieden werden kann.

Diese Frage kann nur im Rahmen eines psychologischen Modells angemessen verhandelt werden. Ein Modell aber, das die Instanz eines freien Willens enthielte, hätte weder einen wissenschaftlichen Wert noch einen praktischen Nutzen; denn es wäre mit jedem beliebigen Ergebnis verträglich, könnte aber keines vorhersagen. Sein Erklärungswert wäre gleich null. Man darf also den freien Willen getrost als ein Relikt des magisch-animistischen Denkens betrachten, das in einem modernen wissenschaftlichen Weltbild keinen Platz hat.

Wolfgang Marx ist emeritierter Professor für Allgemeine Psychologie an der Universität Zürich.



Universität
Zürich ^{UZH}



23. September 2011 bis 8. Januar 2012

Dienstag–Sonntag, 11–18 Uhr, Universität Zürich, Standort Irchel

Mumien Mensch Medizin Magie

Was sagen Mumien
über mich aus?

www.mumienausstellung.ch

Träger

UZH, Anatomisches Institut, Zentrum für
Evolutionäre Medizin

TagesAnzeiger

VBZ **Zürich Linie**

Umsteigen lohnt sich.

ticketcorner.ch



Mama bleibt zu Hause

Die Lebensentwürfe junger Schweizerinnen und Schweizer orientieren sich an traditionellen Werten. Kaum hinterfragt werden Geschlechterstereotypen und die Rollenteilung zwischen Mann und Frau. Von Tanja Wirz

Wie wollen junge Leute ihr zukünftiges Leben gestalten? Welche Bedeutung hat dabei die Erwerbsarbeit, welche die Partnerschaft? Wie möchten sie ihre zukünftigen Familien organisieren? Und welche Rolle spielen dabei traditionelle Geschlechterrollen? Mit diesen Fragen befasst sich Karin Schwiter, heute Oberassistentin an der Abteilung für Wirtschaftsgeografie der Universität Zürich, in ihrer soziologischen Dissertation. Schwiter führte dazu mit kinderlosen 24- bis 26-jährigen Frauen und Männern aus der deutschsprachigen Schweiz rund zweistündige qualitative Interviews.

Unter den 24 Befragten waren solche mit kurzen und langen Bildungswegen, aus der Stadt und vom Land, aus unterschiedlichen Berufsfeldern, mit oder ohne Migrationshintergrund, mit und ohne Partner. Die so entstandenen Interviews versteht Schwiter als Diskurs, den sie im Sinne Foucaults zu deuten sucht: Sie analysiert, wie über einen bestimmten Sachverhalt – in diesem Fall die Geschlechternormen – gesprochen wird, und wie diese Normen durch das Darübersprechen als natürliche Gegebenheit erscheinen, obwohl sie historisch gewachsen sind.

Individualistisches Weltbild

In den Gesprächen zeigte sich, dass die Befragten – vermutlich anders als die Geschlechterforscherin – ein sehr individualistisches Weltbild hegen: Sie halten sich für unabhängig von Gesellschaftsstrukturen, Geschlechternormen und Erwartungen ihrer Familien. In ihren Augen ist jede und jeder frei, sein Leben selber zu gestalten. Dabei gilt es zuerst einmal, einen Beruf zu wählen, der zu einem passt und auf dem Arbeitsmarkt auch gefragt ist. Dass dies klappt, dafür ist laut den Befragten jeder selber verantwortlich: Wer später keine Stelle findet, schlecht bezahlt wird oder nicht glücklich ist, hat wohl die falsche Wahl getroffen und ist selber schuld. Neben einem gene-

rellen Optimismus, dass es allen möglich sei, frei zu wählen, konstatiert Schwiter allerdings auch eine latente Angst vor unvorhersehbaren Entwicklungen in der Berufswelt. Die Befragten betonen, deshalb sehr flexibel zu sein und geradezu nach Diplomen und Zertifikaten jagen, um «etwas in der Hand zu haben» und dank stetiger Weiterbildung am Puls der Zeit zu bleiben.

Ähnlich selbstbestimmt stellen sich die Befragten ihre Zukunft in Sachen Partnerschaft und Familie vor: Man müsse halt miteinander aushandeln, wer was macht, meinen sie. Was passieren soll, wenn die Partner uneinig sind, blenden sie aus. Interessant ist auch der Widerspruch zwischen Zukunftsplänen und Erinnerungen an die eigene Kindheit. Die meisten berichten von konservativen Geschlechterverhältnissen im Elternhaus: Die Mutter am Herd und stets verfügbar, der Vater beruflich abwesend und nur zu speziellen Gelegenheiten als Spiel- und Abenteuerkumpel da. Während die Väter für diese Distanziertheit auch kritisiert werden, werden die Mütter einerseits bemitleidet, andererseits aber auch dafür gelobt, dass sie sich für die Kinder aufopfert haben.

Streben die jungen Erwachsenen nun einen anderen Lebensentwurf an? In dieser Frage wird deutlich, dass in Schwiters Studie vor allem Vorstellungen erhoben wurden und keine bestehenden Realitäten. Denn die Haltung der Befragten ist ambivalent. Das heisst, die zukünftigen Väter sollen zwar ein wenig mehr anwesend sein, beruflich aber trotzdem kaum zurückstecken. Und von den Frauen wird der grosse Spagat erwartet: Sie sollen sich beruflich möglichst stark verwickeln, dann aber ihre zukünftige Mutterschaft fast genauso gestalten wie ihre Mütter. Karin Schwiter schreibt dazu: «Das Schlüsselkriterium guter Mutterschaft – die permanente Anwesenheit – bleibt unhinterfragt.» Gegenüber Paaren, die beide arbeiten gehen und die Kinder ausser-



familiär betreuen lassen, äusserten die Interviewten gar harsche Kritik; Schwiter konstatiert ein regelrechtes «Feindbild Doppelverdienerpaar mit Krippenkind». Sogar eine Betreuung durch Grossmütter wird nur in Ausnahmen zugelassen, denn sonst, so finden viele der Befragten, müsse man gar keine eigenen Kinder haben.

Neoliberale Ideologie

Sind alle heutigen jungen Erwachsenen so konservativ? Oder liegt dieses Ergebnis am Sample, das befragt wurde? Karin Schwiter hat ihre Interviewpartner mit Hilfe ihres erweiterten Bekanntenkreises gefunden. Obwohl sie niemanden befragt hat, den sie persönlich kannte, ist doch vorstellbar, dass es sich um einen eher engen Kreis handelt. Man erfährt nichts über die regionale Herkunft der Befragten und über ihre politischen Ansichten. Und leider findet sich auch keine Einordnung der Studienergebnisse in eventuell bereits vorhandene Befunde von grösseren Untersuchungen.

Doch wichtiger als die Frage, wie die heutigen jungen Erwachsenen generell «ticken», ist Schwiter ohnehin eine andere Tatsache: Nämlich, dass die Geschlechternormen im Leben ihrer Interviewpartner weiterhin eine grosse Rolle spielen, obwohl diese meinen, sie könnten völlig unabhängig über ihr Leben entscheiden. Gerade das unbewusste Wirken der Geschlechterordnung macht diese umso mächtiger, schreibt Schwiter. Sie deutet dies als Auswirkung der neoliberalen Ideologie. Diese besagt, dass es keine kollektive Verantwortung für gesellschaftliche Probleme gebe, sondern dass die Menschen für sämtliche Folgen ihres Handelns selbst verantwortlich sind. Bestehende Geschlechterungleichheiten werden so zur reinen Privatsache und damit immun gegen Kritik.

Karin Schwiter: **Lebensentwürfe**. Junge Erwachsene im Spannungsfeld zwischen Individualität und Geschlechternormen; Campus Verlag, Frankfurt 2011, 270 Seiten, 46 Franken.



Terror und Kinderarbeit

Soll ein Flugzeug mit Terroristen an Bord abgeschossen werden, auch wenn Unschuldige dabei sterben? Ist Kinderarbeit in jedem Fall moralisch verwerflich? Barbara Bleisch und Markus Huppenbauer nehmen die Leser in ihrer Publikation «Ethische Entscheidungsfindung. Ein Handbuch für die Praxis» mit auf eine Reise durch die Vielfalt ethischer Argumente.

Die Autoren wollen den Lesern helfen, ethisch verantwortliche Entscheidungen zu treffen. Dazu gliedern sie den Prozess der Entscheidungsfindung in nachvollziehbare Schritte: Akteure und deren Interessen bestimmen, moralische Fragen identifizieren, Argumente analysieren, gewichten und eine Entscheidung treffen. Bleisch/Huppenbauer warnen die Leser allerdings: Man könne und wolle keinen Automatismus einführen, mit dessen Hilfe ethische Fragen schnell und widerspruchsfrei beantwortet werden können. Das vorgestellte Schema befreie nicht vom Selberdenken. Das zeigt sich vor allem dann, wenn es darum geht, die ethisch relevanten Argumente zu gewichten. Mit Hilfe der drei im Buch vorgestellten Moraltheorien lassen sich ethische Fragen nämlich unterschiedlich beantworten. Bleisch/Huppenbauer geht es darum, dass ein ethischer Entscheid rational nachvollziehbaren Kriterien genügen muss.

Ihre Publikation schärft den Blick für die Besonderheiten ethischer Entscheidungen. Wer sich darauf einlässt, ist mit der neuen Publikation aus dem Ethik-Zentrum der Universität Zürich gut bedient. Die zahlreichen und aktuellen Beispiele machen die Lektüre spannend. Am Beispiel der Kinderarbeit zeigen die Autoren auch, dass im Umgang mit ethischen Fragen Kreativität hilfreich ist. Der Jeanshersteller Levi Strauss entdeckte in den 1990er-Jahren Kinderarbeit bei einem indischen Zulieferer. Die kreative Lösung: Keine weiteren Kinder anstellen, den aktuell betroffenen Kindern weiterhin Lohn zahlen, sie aber zur Schule schicken und nach Abschluss der Ausbildung wieder einstellen. *Adrian Ritter*

Barbara Bleisch, Markus Huppenbauer: **Ethische Entscheidungsfindung**. Ein Handbuch für die Praxis; Versus Verlag, Zürich 2011, 221 Seiten, 39 Franken

Im Zeitalter des Klons

Obwohl die Begriffe «Individuum» und «Person» allgegenwärtig sind, herrscht über ihre Definition keine Klarheit. Die Publikation «Klon statt Person – Individualität im 21. Jahrhundert», sucht nach Möglichkeiten, Individualität von der DNA zu emanzipieren. Und die Vorstellung, durch Klone könnten identische Kopien unseres Selbst geschaffen werden, soll relativiert werden. Das Buch wurde vom Anthropologen Christoph Zollikofer herausgegeben. Es basiert auf einer interdisziplinären Vortragsreihe von Universität und ETH Zürich.

Klone seien keine Personen, argumentiert der Philosoph Robert Spaemann. Dieser Status sei an das Einnehmen eines bestimmten Platzes in einer personalen Struktur, das heisst einer Gemeinschaft wie der Familie, geknüpft. Der Klon hat in einem solchen Gefüge keinen Platz. In Anlehnung an Kant hält Spaemann fest, dass eine Person nur durch den Zeugungsakt in die Welt gesetzt werden könne – einen Akt, der dem daraus entstehenden Menschen durch biologische und personale Relationen seinen Platz zuweist.

Der Molekularbiologe Giuseppe Testa verwirft die Idee der Kopierbarkeit des Menschen als Fantasie. Weder seien Klon und geklonter Organismus genetisch identisch, noch teilten sie Umgebung und Epoche. Die gängige Idee des Klons reduziere den Menschen auf die Gene. Testa sieht im Klonen einen Spiegel menschlichen Vervielfältigungswahns.

Sabine Mainberger vertritt die Sicht der Literaturwissenschaft, wonach es keinen Identitätskern gibt, sondern das Ich ein temporäres, je nach Bedürfnissen wandelbares Konstrukt ist. Der niemals abgeschlossene Konstruktionsprozess führe nicht zu Ganzheit und Einheit, sondern sei durch Verzweigungen und multiple Perspektiven gekennzeichnet. Der universelle Drang, sich ein (einzigartiges) Ich zu bauen, werde sich künftig noch verstärken. Das Buch vermittelt im Zeitalter technischer Reproduzierbarkeit Zuversicht in das Weiterbestehen von Unterschieden. *Ramona Krucker*

Christoph Zollikofer, Marco Baschera (Hg.): **Klon statt Person**. Individualität im 21. Jahrhundert; vdf Hochschulverlag, Zürich 2011, 160 Seiten, 49.90 Franken

Romanen und stolz darauf

«Wenn jemand Deutsch sprach, dann war es klar, dass man Reissaus nahm», erzählt der Bio-Bauer Alfred Cathomas (*1963) aus Brigels. Er war nicht der Einzige. Die Flucht vor den Deutschsprachigen ist ein wiederkehrender Topos in den sprachbiografischen Erinnerungen romanischsprachiger Bündnerinnen und Bündner, die Renata Coray und Barbara Strebel aufgezeichnet haben. Die beiden Linguistinnen haben im Rahmen eines vom Nationalfonds finanzierten Projektes 31 Interviews mit Romanischsprachigen in den Bündner Gemeinden Sent und Brigels geführt. Zehn dieser Erzählungen sind nun im Buch «Sprachwelten. Lebensgeschichten aus Graubünden» veröffentlicht.

Coray und Strebel haben die Erzählungen zu Porträts verdichtet. Sie eröffnen den Blick in eine Welt, die noch bäuerlich-archaisch geprägt ist. Eine Welt, deren sprachliche Grenzen eng gezogen sind: Wirklich zuhause fühlen sich die Bauern, Verkäuferinnen, Käser, Coiffeusen und Krankenschwestern aus Romanischbünden nur in ihrem eigenen Idiom, dem Sursilvan des Bündner Oberlands und dem Vallader des Unterengadins. Die Sprecher der beiden Idiome verstehen sich nur beschränkt. Oft sprechen die Romanen untereinander lieber Deutsch, wenn sie sich mit Sprechern eines anderen Idioms unterhalten. Gering sind deshalb auch die Sympathien für die Kunstsprache des Rumantsch Grischun, einer Fusion aus den verschiedenen Idiomen.

Der Reiz des Buches liegt in der Unmittelbarkeit, die die Lebenserzählungen vermitteln. Sie machen nachvollziehbar, was es heisst, im eigenen Land eine marginale Sprache zu sprechen und welche Anstrengungen, manchmal Qualen, mit dem Erwerb des Deutschen verbunden sind. Spürbar ist aber auch der Stolz auf die eigene Sprache und Herkunft. Erstaunlich die Feststellung, dass heute viele Romanen ihre Sprache «besser» sprechen als früher, das heisst mit weniger deutschen Einsprengseln. Überraschend schliesslich ist die Vitalität dieser kleinen Sprachgemeinschaften. *Thomas Gull*

Renata Coray, Barbara Strebel: **Sprachwelten**. Lebensgeschichten aus Graubünden; Verlag hier+jetzt, Baden 2011, 296 Seiten, 42 Franken

Praktikum? Job?

Klick & chat
mit deinem
zukünftigen Arbeitgeber!

Vom 24. - 29. Oktober 2011
auf www.jobedays.ch
Neue virtuelle Karrieremesse

Anmeldung und Lebenslauf hinterlegung ab dem 1. Oktober. Unter allen Teilnehmern wird ein MacBook Pro verlost.



Universität
Zürich^{UZH}

Weiterbildung an der Universität Zürich

Wo Forschung und Wissenschaft die berufliche
Praxis prägen.

Unser Weiterbildungsangebot umfasst
50 Weiterbildungsstudiengänge und über
40 ein- bis mehrtägige Weiterbildungskurse.

Fordern Sie bei uns Unterlagen an unter
044 634 29 67 oder wbinfo@wb.uzh.ch.

Unser aktuellstes Angebot finden Sie immer
auf unserer Website:

www.weiterbildung.uzh.ch

Infoabend

Besuchen Sie uns!
Montag, 26. September 2011
von 18.00 bis 20.00 Uhr im
Zentrum für Weiterbildung
der Universität Zürich
Schaffhauserstrasse 228
8057 Zürich-Oerlikon

SCHLUSSPUNKT von Simona Ryser

Das Schweigen der Schweizer

Der Eintritt ins fremde Land ist mit Sprechen verbunden. Ich aber schweige lieber.

Das jedenfalls merkte ich in New York. Eines Tages nämlich hab ich mich aufgemacht in diese Stadt der Träume. Ich bin ins Flugzeug gestiegen, habe freundlich in die Runde genickt, den Sitznachbarn gefragt, ob mein Platz noch frei sei und mein Herz lospochen lassen. (Dann hab ich ein Temesta geworfen und den Rest des Überfluges in die weisse Wolkenpracht gegrinst, die sich hinter der Fensterlucke auftat). Irgendwann sah ich zwischen Wasser schmale Streifen, Landresten, Schwänze von abgetauchten Tieren, langgezogene Inseln. Eine davon war New York.

Ich ging also an Land mit einem schweigenden Lächeln, um die Stadt zu entdecken. Das Schweigen verging mir aber bald. Dieses Land ist ein Land des Sprechens.

How are you und can I help you, wurde ich begrüsst, vom Zöllner, dem Police Officer, der Verkäuferin im Supermarkt, der Museumsaufsicht, dem Nachbarn, von einem Vater mit Kleinkind. Bei offiziellen Stellen und Institutionen versuchte ich noch zu zaubern: Swissalabim, blinzelte ich und streckte meinen roten Pass hoch in die Luft, um den Kommunikationszwang zu bannen. Aber auch das half nichts. Ich musste antworten und erklären. (I am very fine, I'm excited, exhausted, overwhelmed, overflowed, I hold it not out, shut up). Was war die richtige, die angemessene Antwort? Und was wollte ich? (have a look, explore the city, record the sounds, be far from home, escape, find myself, spider around). Ich wollte nicht indiskret sein, ich konnte eine fremde Person ja nicht mit meinem wahren Befinden und Begehren belasten. Okay, die Verkäuferin sah ich ab und zu und natürlich auch den Nachbarn, da konnte man locker ein paar Worte wechseln, doch was sollte ich dem wildfremden

Vater antworten, der am Kiosk gerade einen Kaugummi für sein Kleinkind kaufte? Grüezi?! Schliesslich entschloss ich mich mit hochroten Wangen zu einem undeutlichen Grunzen, das irgendwie die freudige Bejahung zur gemeinsamen Existenz auf dieser Erde ausdrückte (jedes Schwein dieser Welt hätte mich verstanden).

Aber natürlich lernte ich bald, dass ich im Ausland weder mit Zaubersprüchen noch mit Lächeln und Grunzen weiterkam. Egal, ob ich mich an der Juillard School rumschauen wollte, das Gym ausprobieren, die Uni von innen erforschen oder eine Bekannte in einem Wohnhaus besuchen wollte, immer sass da ein Doorman, der mich fragte, how are you, can I help you. Ich musste die passende Antwort einfach parat haben. So lernte ich also allmählich sprechen.

Ich trainierte meine Zunge allmorgendlich früh mit liquiden Worten (swissalabim, fine, well, brilliant, excellent, fantastic, fabulous, awesome, marvellous, amazing, swissalabim, swissussibus, and so on) und beteiligte mich bald mutig am New Yorker Alltagsgeschehen. Ich trat in Shops, in Libraries, an Theken und fragte keck: Hi guys, how do you do? um wie mit der Pistole geschossen, mit meinem Anliegen vorzupreschen (I want a lemon cupcake, a pianist, a dress, a professor's job, a literary award, a green card). Fast schien mir die Assimilation geglückt. Doch dann traf ich an einem Empfang einen Schweizer Kollegen, wo ich unversehens mit der Kur gegen den Zungenmuskelkater vom vielen Sprechen begann. Wir prosteten uns zu und stellten uns in die Nähe des Buffets. Einmal sagte er: Schon lustig, diese Amis. Nach einer Weile nickte ich. Dann assen wir Chips und grinnten schweigend in die weite Welt.

Simona Ryser ist Schriftstellerin und Sängerin. Soeben ist ihr neuer Roman «Helenenplatz» im Zürcher Limmat Verlag erschienen.



SEHQUALITÄT = LEBENSQUALITÄT

Müde, gereizte Augen? Die Ursache kann eine Überanstrengung Ihrer Augen sein. Mit professioneller Erfahrung und geeigneten Hilfsmitteln können Ihre Augen entlastet werden.

Die Sehgewohnheiten haben sich in den letzten Jahren stark verändert.

Die visuellen Anforderungen steigen ständig. Immer mehr wichtige Informationen werden mit den Augen aufgenommen.

Heute müssen die Augen oft stundenlang beim Lesen oder am Computer ununterbrochen in die Nähe von 40 cm bis 80 cm fokussieren. Ihre Augenmuskeln erbringen dabei eine Höchstleistung. Müde, gereizte Augen, Kopfweg, Nackenverspannungen und Lichtempfindlichkeit können die Folge sein.

Bildschirm-Comfortbrillen entlasten die Augen
Oft reicht die universelle Gleitsichtbrille bzw. Fern- oder Lesebrille nicht aus, um diesen hohen Anforderungen gerecht zu werden. So wie ein Paar Schuhe auch nicht allen Anforderungen vom Tanzen bis zum Bergsteigen gerecht wird, lassen sich mit einer einzigen Brille auch nicht immer alle wichtigen Sehaufgaben optimal erfüllen. Für stundenlange Computerarbeit werden Ihre Augen mit der

speziell entwickelten Baldinger Optik Bildschirm-Comfortbrille wesentlich entlastet.

Vorteile gegenüber einfachen Lesebrillen
Lesebrillen mit einem Nahzusatz von +1,5 und höher haben in der Regel einen Schärfenbereich bis zu 66 cm oder noch näher.

Mit der Bildschirm-Comfortbrille wird der Schärfenbereich individuell erweitert. Durch den oberen Teil des Glases sehen Sie z. B. bis 80 cm entspannt scharf. Durch den unteren Teil des Glases bis auf ca. 40 cm.

So haben Sie den ganzen Arbeitsbereich in der Nähe von 40 cm bis zum Bildschirm in 80 cm optimal abgedeckt.

Vorteile gegenüber Gleitsichtbrillen
Die Gleitsichtbrille hat sich als Allround-Universalbrille durchgesetzt und sich trotz einigen Nachteilen für viele als bester Kompromiss bewährt. Ein grosser Nachteil ist die kleine Zone für den Bildschirm und deren Position im Gleitsichtglas. Um den Bildschirm

längere Zeit mit der optimalen Korrektur zu betrachten, muss der Kopf oft immer mehr in den Nacken gelegt werden. In dieser Position kann das Blickfeld auf den Bildschirm sehr limitiert sein. Man muss immer «zielen» oder «nachfahren», was aber äusserst unergonomisch und ermüdend ist.

Mit der Baldinger Optik Bildschirm-Comfortbrille überblicken Sie den grössten Teil des Bildschirms deutlich mit der optimalen, ermüdungsfreien Sehergonomie.

Musik-, Bastel- und Nähbrillen
Auch für alle anderen Hobbys und Arbeiten, bei denen Sie einen erweiterten Nahbereich benötigen, gibt es die optimale Baldinger Optik Nah-Comfortbrille.

Know-how
Mit den von Baldinger Optik speziell entwickelten, bewährten Lösungskonzepten tragen Sie die optimale Baldinger Optik Comfortbrille mit der besten Sehergonomie. So lassen sich Ermüdung und andere Symptome reduzieren und eine grössere Sicherheit erreichen. Wie immer bietet Baldinger Optik auch auf diese Gläser eine Verträglichkeitsgarantie.

Mehr Sicherheit durch weniger müde Augen!
Weitere Informationen finden Sie unter:
www.baldinger.ch, info@baldinger.ch
Baldinger Optik AG, Eidg. dipl. Augenoptiker
Hottingerstr. 40, 8032 Zürich, Tel. 044 251 95 94
Alleestr. 25, 8590 Romanshorn, Tel. 071 463 11 77

Baldinger Optik Sehergonomie

Ermüdungsfreies Sehen dank optimaler Sehergonomie von Baldinger Optik.
Was ist das Spezielle an den Baldinger Optik Bildschirm-Comfortbrillen?

Die Bildschirm-Comfortbrillen ermöglichen Ihnen bei einer **natürlichen ergonomischen** Haltung ein **grosses scharfes Blickfeld** auf den Bildschirm. Nach Bedarf ist die Nähe zum Lesen unten im Brillenglas zusätzlich angepasst, um auch dort ein ermüdungsfreies Lesen in ca. 40 cm Entfernung zu ermöglichen. Die Fernkorrektur ist in der Regel in den Bildschirm-Comfortgläsern nicht enthalten. Dies zugunsten der grösseren Schärfen zonen für den Bildschirm und zum Lesen. Zum Autofahren sind die Bildschirm-Comfortbrillen im Allgemeinen nicht geeignet, da das allenfalls enthaltene Blickfeld in die Ferne den Anforderungen im Strassenverkehr nicht genügt.

Das Besondere der Baldinger Optik Bildschirm-Comfortbrillen ist der **erweiterte Sehbereich**, der ein relativ grossflächiges Bild in verschiedenen Nah-Abständen ermöglicht. So können Sie **ermüdungsfrei** in verschiedenen Distanzen lesen.

BALDINGER

O P T I K

www.optic-shop24.com

Gleitsichtglas
Fernsichtbereich
Bildschirmdistanzkorrektur
Nahsichtbereich ca. 40 cm

Gutschein im Wert von Fr. 20.–
Für die Einmessung und optimale Anpassung Ihrer Bildschirm-Comfortbrille nach der speziellen Baldinger Optik Methode für Fr. 25.– statt Fr. 45.–.
Bitte vereinbaren Sie Ihren Termin bei Baldinger Optik in Zürich
Tel. 044 251 95 94. Gutschein nicht kumulierbar, gültig bis 30. November 2011.

Baldinger Optik Bildschirm-Comfortglas
Grössere Schärfen zonen für die Bildschirmdistanzkorrektur
Nahsichtbereich ca. 40 cm

Mit der Gleitsichtbrille
Um deutlich zu fokussieren, muss durch den unteren Teil des Gleitsichtglases geblickt werden. Dafür ist es nötig den Kopf anzuheben.
Die Folge: eine unergonomische, anstrengende Haltung mit Verspannungen von Hals und Nacken. Langfristig kann dies zu Problemen führen.

Mit der Baldinger Optik Bildschirm-Comfortbrille
Bei ergonomischer Haltung wird der Bildschirm grossflächig mit entspannten Augen dauerhaft deutlich gesehen. Optimales, entspanntes und ermüdungsfreies Sehen. Definition gemäss Edi Baldinger: die optimale Sehergonomie.

BALDINGER OPTIK: INNOVATION VOR AUGEN

© E. Baldinger, Eidg. dipl. Augenoptiker



cutting through complexity

Ich gebe alles, und KPMG gibt mir meinen Freiraum.

Bei KPMG zu arbeiten verlangt vollen Einsatz.
Und wer leistet, verdient sich Freiraum –
zum Beispiel für sich und seine Leidenschaft.
Denn KPMG zählt heute und in Zukunft
auf ausgeglichene Mitarbeitende.

www.kpmg.ch/careers